Denkwürdigkeiten eines Royalisten.

Erster Band.

Denkwürdigkeiten

eines Royalisten.

Von

Hermann von Scharff=Scharffenstein.

Erster Band.

Berlin:
Verlag von F. A. Herbig.
1859.

Erste Abtheilung.

Am Ufer der Wupper. Die Flucht nach Düsseldorf. Der Reiter. Das zerbrochene Miniaturbild. Ludwig XVI. Abschied von seiner Familie. Schöne Minka, ich muß scheiden. Das Patriziergeschlecht der Scharffen und die Hönningshaus von Häckinghausen. Die Großmutter. Herr Schlungel. Jugendspiele. Karl und Theodor von Lesèque. Die Gruft der Herzöge von Pfalz-Neuburg. Ein Pantoffel Wolfgang Wilhelm's. Die Erzählungen der Großmutter.

Meine frühesten Erinnerungen führen mich in einen Garten an das Ufer der das vormals pfalzbayerische Herzogthum Berg und die Stadt Elberfeld durchströmenden Wupper. Ich spielte dort und entsinne mich noch, wie meine Wärterin eines Tages lächelnd vor meinen Augen einen Mandelkern in die Erde legte, um daraus, wie sie meinte, einen Baum zu ziehen. Dann eilte ich mit ihr zu dem Flusse, der an des Gartens Rande dahinfloß, blickte in die Wellen und warf Steine hinein. Endlich kletterte ich die hohe Steintreppe eines

Nachbarhauses hinauf, durchlief verschiedene Zimmer und umhalste froh jauchzend meine Mutter, welche dort bei einer Freundin zum Besuch war. Die Frauen reichten mir Zuckerwerk, streichelten mein hellblondes Haar und übergaben mich der Wärterin, welche mich nach unserer Wohnung zurückführte, wo ich dann unter Bilderbogen und bleiernen Soldaten vergnügt Tag um Tag hinbrachte. Eines Morgens aber in aller Frühe hielt ein Reisewagen vor dem Hause; der Postillon blies ein lustiges Lied; die Mutter stieg ein, ich folgte auf dem Arm der Wärterin und fort ging es über das alte holperige Pflaster der Stadt, hinaus durch die Wiesen und Bleichen, über Hügel und Höhen.

Die ungewohnte Bewegung des Wagens mochte mich schläfrig machen. Ich saß auf dem Rücksitz des Wagens neben der Mutter, die ihre Arme um mich geschlungen hatte und mich wiederholt unter Thränen an sich drückte. Mit kindlichen Schmeichelworten: „Liebe Mutter, weine nicht, will auch lieb und brav sein,“ versuchte ich sie zu trösten. Sie nahm mich auf den Arm und ich schlief an ihrer Brust ein. Plötzlich erweckte mich ein jäher Schrei; ich erwachte und sah rechts an dem Wagen einen Reiter, welcher in starkem Trabe neben dem Schlage herritt und dem Postillon zu halten gebot.

Meine Mutter und die Wärterin aber befahlen demselben zuzufahren. Der Postillon schlug auf die Pferde und fort ging es über Stock und Stein. Wir bogen in einen abwärts führenden Hohlweg und verloren den Reiter einige Augenblicke aus dem Gesicht, bis er mit einem Mal, in Carrière vorübersausend, den Pferden in die Zügel fiel. Der Wagen stand still. Der Reiter nahte sich, ohne abzusteigen und wollte den Schlag öffnen. Meine arme Mutter und die Wärterin hielten jammernd und wehklagend die Wagenthür von innen zu. Ich selbst weinte bitterlich. Da ermannte sich der Postillon, welcher mit der Angst der Frauen wohl Mitleid fühlen mochte, schlug mit aller Kraft auf die Pferde und fort ging es in sausendem Galopp nach Mettmann zu, der ersten Poststation zwischen Elberfeld und Düsseldorf. Dort angekommen hob die Wärterin mit anderer Hülfe meine Mutter, die ohnmächtig geworden war, aus dem Wagen und trug sie in's große Gastzimmer. Ich selbst kletterte, so gut als es ging, den Wagentritt herab und lief wehklagend hinter den Frauen her. Man holte köln'sches Wasser herbei, legte die Ohnmächtige auf das Kanapee und bot überhaupt hülfreiche Hand. Die Posthalterin, eine große schöne Frau, nahm mich auf den Arm und tröstete mich. Endlich schlug meine

Mutter die Augen auf. Aber in diesem Moment hielt auch der erwähnte Reiter vor der Thür. Sich vom Pferde schwingen, die Treppe hinauf fliegen, in das Gastzimmer dringen, war das Werk eines Augenblicks.

Es war ein schöner stattlicher Mann, der nun vor meiner Mutter stand. Er trug einen grünen Jagdrock, eine Jagdmütze und hohe Reiterstiefel. In der Hand hielt er eine kleine Peitsche, die er mit größter Aufwallung in der Luft hin und her schwang. Seine Worte tönten laut und gellend. Er sprach heftig zu ihr, wollte ihre Hand ergreifen und sie mit sich fortziehen. Der Posthalter drängte sich schützend zwischen sie und ihn.

Die Posthalterin wollte mich hinaustragen, aber ich weinte und schrie und wollte nicht hinausgehen. Da hob der Reiter die Reitgerte und traf mit derselben meine Stirn. Dann wandte er sich wieder zur Mutter, riß mit der rechten Hand aus der Brusttasche ein Miniatür-Portrait hervor, hielt es ihr hin, zerbrach es mit einem Fluche in zwei Theile, schleuderte dieselben der unglücklichen Frau vor die Füße, kehrte sich um, schritt zum Zimmer hinaus, bestieg das Pferd und ritt davon.

Die Mutter war bei der letzten Scene abermals

in Ohnmacht gesunken. Man trug sie in ein anderes Zimmer; ich weinte und wollte zu ihr. Die Posthalterin tröstete mich, nahm mich wiederum auf den Arm und zeigte mir die Kupferstiche, die im Zimmer, mit braunen Holzrahmen versehen, rings umherhingen. Unter diesen Bildern interessirte mich besonders eins auf das Lebhafteste. Es stellte einen Mann dar, welcher von seiner Familie: Frau und Schwester, Sohn und Tochter, die sich um ihn drängen und ihm unter Thränen das Geleit geben, Abschied nimmt. Die Frauen erliegen fast dem Uebermaß des Schmerzes; der Sohn will den geliebten Vater nicht lassen, und nur die Tochter scheint gefaßt und gottvertrauend das schwere Schicksal mit Muth ertragen zu wollen.

Dieses Bild, welches ich nach fünfzehn Jahren noch in demselben Zimmer, an derselben Stelle wiederfand, war das in Schwarzkunst gearbeitete bekannte Blatt: Ludwig XVI. von seiner Familie im Tempel Abschied nehmend, welches zu jener Zeit im jetzigen Rheinpreußen vielfach als Zimmerzierde verbreitet war. Nachdem ich dasselbe recht betrachtet und an die Posthalterin verschiedene dem bezügliche kindliche Fragen gerichtet hatte, holte mich die Wärterin ab. Die Mutter saß bereits, den Kopf in Kissen gelehnt, im Wagen, sah aber sehr blaß aus. Wir fuhren nun nach

Düsseldorf zu und die Reise ging fortan ohne weitere Hindernisse von statten.

In Düsseldorf erwartete uns meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter, welche ein geräumiges Haus in der Alleestraße daselbst bewohnte. Sie war eine Sechszigerin, aber noch sehr rüstig. Ihre feinen Züge bedeckte eine kleine Haube, welche eng an den Kopf anschloß und mit gefältelten Spitzen umsäumt war. Sie nahm mich auf den Arm und freute sich über alle Maßen mich zu sehen. Ich bekam mit Lena, meiner Wärterin, ein eigenes Zimmer neben ihr und durfte von nun an bei ihr spielen und lärmen nach Herzenslust. Das Haus war außer von uns und unsern Dienstboten von Niemand mehr bewohnt.

Ich hatte keine Geschwister, soviel ich gewahrte und wenn mir auch später das Gegentheil bekannt wurde, weil meine Mutter vor mir schon eine Tochter und einen Sohn geboren, so entfremdeten deren Handlungsweise und die Verhältnisse mich doch denselben vollkommen.

Harmlos lebte ich die ersten Jahre der Kindheit in Düsseldorf, bald im Hause, bald vor demselben in der Alleestraße oder im nahen Hofgarten spielend, bald den Erzählungen der Mutter und Großmutter lauschend.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilte mir mit liebevoller Sorgfalt meine Mutter. Die ersten Lieder sang mir Lena, meine Wärterin, und bei dem russischen Volksliede: „Schöne Minka, ich muß scheiden", das sie an meinem Bette ertönen ließ und welches damals, gleichwie das rührende: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", sehr viel in Rheinpreußen gesungen wurde, schlief ich ein und träumte die ersten Jugendträume.

Meine Mutter war eine stattliche Frau mit dunkelbraunem Haar und blauen Augen. Ihr Vater, der Gatte meiner Großmutter, entstammte dem alten Nürnberger Patriziergeschlechte der Scharffen, dessen der alte Siebmacher und andere Wappenkundige mehrfach gedenken. Sein Urahnherr: Johannes Jobst der Scharffe, Patrizier von Nürnberg, erhielt vom Kaiser Sigismund, im Jahre 1421 einen Adelsbestätigungsbrief. Ein anderer Johannes, desselben Geschlechtes, war schon ein Jahrhundert vorher Deutschordensritter. In dem jetzt nach Wien überbrachten Archive der Deutschordens Commende zu Frankfurt am Main, findet sich im Fach I des Archivs der ehemaligen Balley Niederlande, genannt Altenbiesen, ein Document über die Ernennung dieses Ritters: Johannes von Scharffen zum Landkommenthur von Romanien,

welche am Kreuzerhöhungstage des Jahres 1337 durch den Hochmeister Theodorich (Dietrich) von Aldenburg statt gehabt hatte.

Der Vater meines Großvaters, also mein Urgroßvater, Gottfried Scharff, dessen Voreltern sich in Frankfurt am Main seit dem Schwedenkriege eingebürgert hatten, wurde laut Decret vom Jahre 1742 Agent des Prinzen Clemens August von Bayern, Kurfürsten von Cöln, Hoch- und Deutschmeister. Sein Vetter, Johannes Philipp Freiherr von Scharff, war um dieselbe Zeit Kämmerer dieses Kurfürsten. Beider Eltervater war wiederum ein Johannes „kursächsischer Küchenmeister" wie er in den Standesbüchern (Civilregister) heißt. Er war der erste der Scharffen, welcher in Frankfurt am Main ansässig wurde, daselbst den Scharffensaal erbaute und der Scharffengasse seinen Namen gab.

Der hochgestellteste und einflußreichste der ganzen Familie war jedoch jedenfalls der erst vor wenigen Jahren verstorbene Senator und Schöffe Gottfried Scharff, mein Oheim, welchem die ausgezeichnete und seltene Ehre zu Theil geworden ist, siebenmal regierender Bürgermeister der freien Stadt zu sein.

Ich werde später mehrfach Veranlassung nehmen dürfen, auf die Familie der Scharffen zurückzukommen,

will jedoch jetzt vor Allem die bergischen Familienbeziehungen besprechen, weil dieselben mit meiner Jugendzeit enge verknüpft sind.

Mein Großvater Johannes Martinus Scharff, Sohn der vorhingedachten kurkölnischen Agenten, war nach Remscheid gekommen, wo seine Voreltern bereits Grundgüter, und Eisenhämmer besaßen, und hatte dortselbst die schöne Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes geheirathet, war aber, seiner Frau und seinen beiden Töchtern ein ansehnliches Vermögen hinterlassend, alsbald verstorben. — Die Großmutter verwaltete dasselbe selbstständig, denn ihr Vater war ebenfalls jung verstorben. Ihre Mutter aber, meine Urgroßmutter ist über neunzig Jahre alt geworden, und starb erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieselbe entstammte einer Familie, welche seit Jahrhunderten stets Mitglieder zu dem Hofdienste der Herzöge von Jülich, Cleve und Berg gestellt hatte. Diese Famile war auf Häckinghausen bei Remscheid angesessen und besaß daselbst ein schönes Haus, Grundgüter, Waldung und herrliche Wiesen, die als Garn- und Leinwandbleichen reichen Ertrag lieferten. Meine Urgroßmutter hieß mit ihren Vornamen, gleich wie ihre Mutter und wie auch ihre Tochter, meine Großmutter: Anna Regina und mit dem ihres Geschlech-

tes: Höninghaus, ein Name der in den ersten Kapiteln dieser Denkwürdigkeiten, oft genannt werden wird.

Meine Großmutter war eine höchst würdige Frau, in deren Zügen man noch Spuren früherer Schönheit erkennen konnte. Ihre Gesichtszüge zeigten ein ebenmäßiges Oval mit lichtblauen Augen und feingeformter Nase. Ihr Teint war von außerordentlicher Weiße, mit dem zartesten Roth der Wangen. Das graue Haar blieb unter einem kleinen braunen Tourchen verborgen, welches sich à la Titus in einzelnen kleinen Löckchen um die Stirne glatt anlegte. Eine kleine Spitzenhaube, die sie selbst stets fältelte, weil ihr dies Niemand gut genug zu machen verstand, bedeckte ihren Scheitel. Mit den Mägden, die sie aus ihrem Heimathsorte mitgebracht, oder von Elberfeld hatte verschreiben lassen, sprach sie stets das „Remscheider Platt", ein Dialect, der sich seit Jahrhunderten in jener Gegend erhalten hat, und viel Aehnlichkeit mit der Sprache des Landvolks in Hannover und Friesland haben soll. Mir aber erzählte sie in hochdeutscher Sprache alle möglichen Geschichten, und namentlich Hof- und Familiengeschichten, denen ich um so lieber lauschte, als mir die deutschen und lateinischen Stunden, die ich, als ich das Alter von zehn Jahren erreicht hatte, durch einen Privatlehrer, der den üblen Namen

Schlungel führte, empfing, gar nicht zusagen wollten. Kaum hatte derselbe den Rücken gewendet, als ich auch schon die zwei Treppen hinauf, zu „Großmutters Zimmer" lief, um mich vor ihrem Sorgenstuhl auf ein kleines Bänkelchen zu setzen und ihren Erzählungen*) zu lauschen. — Zuweilen auch tummelte ich mich, da ich älter wurde, auf der Alleestraße vor unserem Hause, und im Hofgarten mit anderen Knaben umher. Wir spielten „Räuber und Gensdarmen" im Sommer und fuhren Schlitten im Winter. Der schöne Teich im Hofgarten bot zu letzterem Gelegenheit. Ueber ihn führte zu jener Zeit noch die sogenannte goldene Brücke von geschlagenem Eisen, deren Ornamente vergoldet waren und die noch aus der kurfürstlichen Zeit stammte. Dort auch begannen die Streifzüge der Räuber und die Späherzüge der Gensdarmen, welche

---

*) Das vorliegende Werk, welches auf fünf bis sechs Bände berechnet ist, wird außer diesen Erzählungen meiner Großmutter noch zahlreiche Hof- und Familiengeschichten, theilweise nach mündlichen Ueberlieferungen, so wie endlich meine eigenen Erlebnisse in Düsseldorf, Paris, München, Wien, Berlin u. s. w. enthalten. Ich habe dasselbe: „Denkwürdigkeiten eines Royalisten" genannt, weil so Manches darin mitgetheilt wird, was besonders dem Königlichgesinnten werth und denkwürdig erscheinen muß. Daß ich mich selbst Royalist nennen darf, daran wird Niemand zweifeln, welchem mein Leben und meine früheren Schriften bekannt sind.
A. d. V.

sich oft bis zu dem alten ehemaligen kurfürstlich pfälzischen Lustschlosse, dem Jägerhofe ausdehnten.

Hatten wir uns recht abgelaufen, so bot uns einer der Tatenbäcker, deren damals nach alter Sitte noch zwei Törtchen (Taten) im Hofgarten umhertrugen, um ein Billiges seine Süßigkeiten dar und für einen bergischen Stüber, was etwa vier Pfennige ausmacht, oder gar für ein Fettmännchen, welches zwei und einen halben Silbergroschen gleichkommt, befriedigten wir unsere Eßlust.

Seltener wie in den Hofgarten, wagten wir uns durch die Stadt hindurch bis auf die alten Festungswerke, welche noch am Bergerthor, theilweise als gesprengte Mauerreste vom Rhein umspült, vorhanden waren. Dort spielten wir auf dem „großen Bär" und „kleinen Bär" Nachlaufen, wobei uns die Aufgabe ward, manchmal zwei bis drei Fuß breite Mauerritzen zu überspringen, zwischen welchen der Rhein mit Macht dahinbrauste.

Auch in das alte Franziskanerkloster, das damalige Gymnasialgebäude, begaben wir uns zuweilen hinein, stiegen in die Keller hinab, wo die Reste der ehrwürdigen Väter in niederen Truhen in die Wand eingeschoben waren, und wähnten den Glatzkopf eines längst abgeschiedenen Mönches in einem großen Staubbesen

zu erkennen, der in der Mitte die Borsten verloren hatte und der zum Trocknen an ein vergittertes Kapellfenster so angelegt war, daß man nur die kahlen Stellen und einige Haare von unten gewahrte. —

Besonders befreundet war ich mit zwei Söhnen der Familie von Leseque, welche uns gegenüber wohnte und wovon zur Erinnerung an den Kurfürsten Karl Theodor, der noch in Düsseldorf als gütiger Landesvater in treuem Andenken stand, der eine Theodor, und der andere Karl genannt worden war.

Theodor war ein vortrefflicher Knabe, voll Herzensgüte und Edelsinn. Er war es, der mich, den „Lutherischen" zuerst in die Abendandachten in der Jesuitenkirche mitnahm. Später stahl ich mich allein hin und ging mit dem Sohne des Meßners in die Gruft der Herzöge aus dem Hause Pfalz-Neuburg, welche hinter dem Hochaltar befindlich ist. Der Sarg des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, war unverschlossen. Er war mit rothem Sammet überzogen und mit kleinen Kupfernägeln beschlagen. Wir hoben den ziemlich schweren Deckel (ich mochte damals 12—13 Jahre alt sein) mühsam empor und betrachteten die große Gestalt. Dieselbe zeigte noch um Schulter, Arm und Hüfte Ueberreste eines reichen, mit gepreßten Blumen ver-

zierten schwarzen Sammetgewandes, gleich dem, in welches wir diesen Fürsten auf seinem in der Münchner Galerie befindlichen Bilde von Anton van Dyck dargestellt sehen. Der Schädel ruhte auf weißem Atlaskissen und Reste von Leinwand und kleine Kissen bedeckten den Boden des Sarges. Die Füße des Gerippes steckten in zierlichen schwarzen Sammetpantoffeln.

Der Meßnerknabe nahm einen der schwarzen Sammetschuhe des Herzogs heraus und wollte damit Scherz treiben. Ich aber verwies ihm dies und sagte: „der Herzog war ein frommer und gerechter Fürst, laß ihn in Frieden schlafen!“ Der Knabe machte den Deckel zu, schlich aber dann zu einem andern Sarge und sagte: „ich will Dir die polnische Prinzessin zeigen“. Nackt und blos lag das Scelett dieser Fürstin in der ebenfalls roth bekleideten Truhe. „Der hat die große Ueberschwemmung im Jahre 1793 die Ringe und das Kruzifix mitgenommen“ sagte der Meßnerknabe. Ich erfuhr dann, daß damals, nach Aussage seines Vaters, das Wasser des Rheins so hoch gewesen, daß es die Särge in der untern Reihe überfluthet, jedoch den Sarg des Kurfürsten Johann Wilhelm, der höher auf Traillen (trailles) stand, nicht erreicht habe.

„Der Sarg des Kurfürsten ist nie geöffnet worden“

fuhr Jübchen (Jacöbchen) fort, „aber er macht des Nachts oft gewaltig Spectakel und will hinaus.“ — Ich lächelte, eilte nach Hause und berichtete der Mutter und Großmutter meine Kreuz- und Querfahrten. Die Mutter verbot mir in sanfter Weise dergleichen Streifzüge in die Ahnengruft des ehemaligen Herrscherhauses. Die Großmutter dagegen lächelte, hieß zu ihr mich setzen und erzählte mir Geschichten.

Diese Erzählungen brachte ich bereits in dem Alter von achtzehn Jahren versuchsweise zu Papier, und las sie der Mutter und Großmutter vor, welche mich wiederum daran ausmerzen und verbessern ließen, bis ich dieselben einfach und klar wiedergegeben hatte. So entstanden schon in meinen Knabenjahren die ersten Kapitel dieser Denkwürdigkeiten; denn, jene Jugendarbeiten als Grundlage benutzend, habe ich nur verbessert und zuweilen die historischen Daten berichtigt, bin jedoch übrigens in Allem den Erzählungen der Großmutter getreu geblieben. Ich führe in diesen ersten Abtheilungen die alte Frau redend in der Art und Weise ein, wie sie in größter Einfachheit selbst erzählte, und habe mich bemüht ihre zuweilen unübertrefflichen Charakterzeichnungen treu wieder zu geben.

Zweite Abtheilung.

Ein Tempelherrnsitz. Das unvertilgbare jüngste Gericht. Die Altenberger Gottestracht. Der Weiler: Zur Umkehr. Burg. Der Schloßvogt. Graf Adolph und Graf Eberhard. Die weiße Rose. Der Rittersaal. Das Portrait der Gräfin Margaretha von Berg. Die Zioniten. Auf den Hasten. Die Reiterinnen en croupe. Von den Hasenklever zu Ehringhausen. David ohne Harfe. Die erste Reise. Ein Festanzug.

Wie ich dir oft erzählt habe, bin ich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Remscheid, einem Kirchdorfe im vormals pfalzbayerischen Herzogthume Berg, geboren. Der ganze Ort war damals lutherisch, obwohl der Sage nach in alten Zeiten daselbst ein Tempelherrnsitz gewesen sein soll. Die Kirche, in der ich getauft bin, zeigte in meiner Jugend noch allerlei Ueberbleibsel aus der katholischen Zeit. Das jüngste Gericht war al fresco dem Altar gegenüber abgebildet, und obwohl vielfach übertüncht, doch nie ganz

zu vertilgen gewesen. Man behauptete, daß die schrecklichen Teufelslarven sich stets durch den Ueberwurf von Kalk durchdrängten und denselben abspringen machten. Die Gärten und Felder zunächst der Kirche hießen noch das Comthurei- oder Kirchenland, obwohl dieselben größtentheils nicht mehr zur Kirche gehörten. Auch sprach man von einem Ritter, welcher in weißem Mantel mit blutigem Kreuze auf der Brust zuweilen an der Kirchthüre rechts Wache stehe, sowie von einem Schatze, der in der Todtengruft unter der Kirche seit Jahrhunderten vergraben liegen sollte. Was das Lutherisch geworden sein der ganzen Gemeinde betrifft, so erzählte man darüber eine eigenthümliche Geschichte, welche sich von Munde zu Munde fortgepflanzt hat und das Gepräge der Wahrheit trägt: Die Gemeinde von Remscheid hatte standhaft allen Verlockungen zum Abfall vom katholischen Glauben widerstanden, und die Prädikanten, welche von Elberfeld herüberkamen, ungehört fortgeschickt. Eben war sie nun wiederum auf dem Wege, ihre jährliche Wallfahrt am Sanct Bernhardstage nach dem Kloster Altenberg, wo die Grabstätte der Grafen und Herzöge von Berg war, anzutreten. Das Volk nannte diese Pilgerfahrt wegen des Hin- und Hertragens der Heiligenbilder die Altenberger Gottestracht und strömte in Masse aus den umlie-

genden Höfen und Weilern herbei, um von Remscheid aus den Zug mitzumachen. Auch dieses Mal hatte es sich sehr zahlreich eingefunden, obwohl die Dörfer in der Nähe von Elberfeld schon größtentheils dem Lutherthum zugethan waren.

Die Procession war bereits zwei Stunden von Remscheid bei einem Weiler angelangt. Der Eigenthümer dieses an der Heerstraße nach Köln gelegenen Hauses hielt Gastwirthschaft und einzelne Wallfahrer kehrten dort ein. Da trat ein Mann unter sie im schwarzen Kleide mit einer Halskrause und einem hohen Barette angethan. Er sprach ihnen von der Liebe zu Gott und von der Mäßigkeit, vom alleinigen Wort und vom Thurmbau zu Babel, von den Heiligen, die nicht heiliger als andere Menschen, und schließlich vom römischen Antichrist u. s. w. Die ganze Wallfahrt sammelte sich bald um den Mann, der so schön redete. Vergebens war die Mahnung des greisen katholischen Priesters, vergebens das „Heilige Maria, bitt für uns," welches der Anführer der Prozession, der Kirchenmeßner, anstimmte. Man blieb auf dem Flecke, bis der Prädikant ausgeredet hatte. Dann aber ließ man sich erst recht häuslich nieder. Es wurde gezecht, getanzt und gespielt. Aus den Heiligenbildern, Kreuzen und Gebetbüchern wurde ein Scheiterhaufen gemacht. Man

kehrte nach Remscheid zurück, den Prädikanten an der Spitze. Seitdem ist das Dorf lutherisch. Das Haus aber, wo diese Bekehrung geschah, heißt bis heute „Zur Umkehr" und zeigt auf seinem Dache noch immer als Wetterfahne den Prädikanten.

Nicht weit von Remscheid am Ufer der Wupper liegt auf hohem Berge ein ehemaliges Schloß der Grafen von Berg: Burg, in Urkunden zum Unterschiede von dem bei dem Kloster Altenberg gelegenen Stammschlosse derselben, „die Newenburg" genannt. Unten im Thale ist der Ort gleichen Namens, wo die fleißige Bevölkerung in Hammer- und Eisenwerken arbeitet. Die Lage der alten „Burg" ist höchst romantisch. Man sieht von dort zwischen Fichten und Tannen hinab in das herrliche Wupperthal, wo Handel und Gewerbfleiß ihren Sitz aufgeschlagen. Der Fluß schlängelt sich wie ein Silberfaden durch das dunkle Grün der baumbedeckten Höhen. Die rothen Ziegeldächer der Hammerwerke schauen traulich daraus hervor. Das Geklopf derselben und das Rauschen in den Wasserrädern tönt zu uns empor.

Als ich noch ein junges Mädchen war, ging ich oft mit meinen Freundinnen an Sonntagen hinüber, denn der alte Vogt, der im Schlosse wohnte, war ein Verwandter von uns. Er hieß Engelbert Höninghaus

und gehörte einer Familie an, die seit Jahrhunderten in herzoglich bergischen Hofdiensten gestanden hatte. Seine Schwester war jene Christiane Höninghaus, von der ich dir oft erzählt habe, welche Kammerfrau der Kurfürstin Maria Anna Luise, aus dem Hause Medicis, der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Herzogs in Berg, war. Sie hatte mit ihr Reisen nach Florenz und Paris gemacht und starb erst in ihrem achtundneunzigsten Lebensjahre, nachdem sie drei bis vier Generationen unserer Familie gesehen, und durch ihre interessanten Erzählungen „aus der alten Zeit" ergötzt hatte, im Jahre 1780 in Düsseldorf.

Der Schloßvogt, ihr Bruder, war um ein Jahr jünger, wie die Kammerfrau, die älteste aber der drei Geschwister war meine Großmutter, Anna Regina Höninghaus, welche im Jahre 1777 im siebenundneunzigsten Jahre starb, nachdem man ihren Bruder zu Anfange desselben Jahres bereits zu Grabe getragen hatte. Der alte Vogt wußte, als ich im Jahre 1766 zuweilen nach Burg hinüberkam, immer allerlei schöne Geschichten aus der alten Zeit und war seinem Herrscherhause sehr zugethan und ergeben. Namentlich waren die alten bergischen Grafen und Herzöge ihm über alles werth und gerieth er stets in besondere

Rührung, wenn er von ihnen sprach. Er wußte uns die anmuthigsten Sachen von ihnen zu verkünden und nährte damit, besonders bei mir, die Liebe zum angestammten Herrscherhause.

Um das Jahr 1120 herrschten, so sprach er, in diesem schönen bergischen Land die Grafen Adolph und Eberhard, deren Voreltern schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten Berg und Altena besaßen. Sie stammten von Pfalzgraf Hermann, der dem Ruhr- und Kalbachgau, welcher sich zwischen Wupper und Rhein ausbreitete, als Gaugraf vorgestanden hatte. Dieselben waren gar fromme Herren und stifteten das Kloster Altenberg, welches an dem Ufer des Dühnflusses liegt und Mönche vom Cistercienserorden hat. Dort haben sie zwanzig Jahre selbst in Gebet und Kasteiungen hingebracht. Dort starb 1152 der jüngere, Graf Eberhard. Aber ehe er aus der Welt schied, tröstete er den Bruder und sagte ihm, daß er ihm bald nachfolgen werde. Den Tag der Wiedervereinigung aber werde er ihm selbst zu wissen thun. Er werde am Morgen seines Todestages auf seinem Betpulte im Chor zu Altenberg die Blume aus dem Wappen zu Berg: die weiße Rose, finden; das sei das Zeichen. Die Rose rief den Grafen Adolph bald in eine bessere Welt. Seitdem aber fanden die Herrscher von Jülich, Cleve

und Berg aus dem Stamme jenes Brüderpaares stets am Morgen ihres Todestages die weiße Rose auf ihrem Betpulte; und mochten sie auch noch so weit von der Ahnengruft zu Altenberg entfernt sein: dies Zeichen blieb niemals aus.

Während der alte Großonkel so sprach, rückten wir Mädchen immer dichter zusammen. Wir saßen auf einer kleinen niederen Bank, welche sich rund in einem Erker, der an das Burgthor stieß, herumzog. Er selbst beugte sich, in einem alten Lehnstuhl nebenan sitzend, zu uns hinüber und erzählte mit halblauter Stimme seine Geschichten. Sein weißes Haar deckte ein altes schwarzes Sammetkäppchen. Darunter schauten ein paar kluge, wenn auch halb erloschene Augen heraus, die unter Thränen erglänzten. Er war bleich und die Erinnerungen alter Zeit hatten ihn sichtbar aufgeregt. Um unserer Furcht ein Ende zu machen, nahm er den großen Schlüsselbund von der Wand und sprach mit heiterm Tone: Kommt, ich will euch den Rittersaal zeigen!

Die Dienstwohnung des Vogts lag, wie gesagt, dicht am Burgthor. Wir schritten von da aus hinter dem Oheim her über den Schloßhof zu einer halbverfallenen Kapelle, stiegen dann eine steinerne Wendeltreppe hinauf und befanden uns vor einer hohen, eiche-

nen Thür, welche der Vogt mit Geräusch öffnete. Wir standen im Rittersaal der Burg, der hoch und mit gothischen Fenstern versehen, die schönste Aussicht in das Thal der Wupper gewährte. Die Wände dieses Saales waren mit alten rothen Ledertapeten bekleidet. Einzelne Stühle mit hohen Rücklehnen, ebenfalls mit rothem gepreßtem Leder überzogen, standen umher und in der Mitte des großen Gemachs befand sich ein ungewöhnlich langer und breiter Tisch.

Dort tafelten die Ritter, als sie hier noch beständig haushielten, sagte der Vogt. Wir erfuhren dann weiter, daß er herzoglicher oder vielmehr kurfürstlicher Diener sei, daß aber die Malteser noch immer Eigenthümer des Schlosses seien, sich aber wenig darum kümmerten, „weil sie schon lange einen Prozeß haben mit dem gnädigsten Herzog in Düsseldorf." Der alte Herr sprach immer also nur von seinem gnädigsten Herrn, obwohl der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz damals stets in Mannheim Hof hielt und Düsseldorf nur ein- oder zweimal besucht hatte. Engelbert Höninghaus war aber noch aus der Zeit, wo Herzog Johann Wilhelm in Düsseldorf residirt hatte, und obwohl auch dieser Kurfürst geworden, blieb der Alte doch stets bei der Bezeichnung „Herzog", denn er war in seinen Augen nun einmal als Herr des Landes nur — Herzog von

Berg. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, sagte er von Kurfürst Karl Philipp, dem Vorfahr Karl Theodors, wenn er bei uns in Berg geblieben wäre. Auch Karl Theodor wird an seiner Pfalz und später an Bayern noch tüchtig zu tragen haben.

An den Wänden des Rittersaales hingen alte auf Holz gemalte Bildnisse von Malteser Rittern. In der Mitte des Saales über einem alterthümlichen Kamin bemerkte man ein Frauenporträt in einem geschnitzten Rahmen von Ebenholz. Es stellte die Gräfin Margaretha von Berg dar, in reicher Kleidung mit Perlen und Goldschmuck bedeckt und eine kleine Krone auf dem Haupte. Diese Dame soll die Burg im Jahre 1362 den Johannitern zum Geschenk gemacht haben. Sie war die Erbgräfin der Grafschaften Berg und Ravensberg und die Enkelin Adolph des Neunten von Berg, der 1348 ohne männlichen Nachkommen verstarb. Ihr Gemahl war Gerhard, der Sohn des berühmten Herzogs Wilhelm von Jülich, dessen Froissart oftmals gedenkt. Der Sohn Gerhards und Margarethens wurde von Kaiser Wenzel im Jahre 1380 zum Herzog von Berg erhoben. Ihr Enkel Graf Adolph, welcher seinem Vater schon bei Lebzeiten die Grafschaft Ravensberg abgetrotzt hatte, ließ diesen

unglücklichen Fürsten gefangen nehmen und hierher nach der Newenburg bringen.

Der Vogt zeigte uns noch in einem der Thürme des Schlosses eine verfallene Kammer, wo dieser Fürst von seinem unnatürlichen Sohne so lange eingesperrt gehalten wurde, bis es ihm in einer stürmischen Nacht gelang, sich am „Bettlaken“ vom Fenster herunter zu lassen und nach Düsseldorf zu entfliehen, wo er am 24. Juni 1404 starb. „Diese Jülicher Herrn waren nicht so gut, wie unsere alten Grafen, verletzten mehrfach das vierte Gebot und verfielen in Geistesstörungen, die zwar oft nur periodisch waren, aber dem Lande manches Unglück brachten.“

Graf Adolph, der seinen Vater so schmählich behandelt hatte, starb, nachdem er seinen einzigen Sohn Ruprecht 1434 vor sich sterben gesehen, ohne männliche Erben. Sein Neffe Gerhard, Sohn seines Bruders Wilhelm, ward Herzog von Berg. Er war es, der am 3. November 1444 bei Linnich in einer Schlacht gegen die von Geldern Sieger blieb und stiftete den hohen Orden des heiligen Hubertus und vom Horn den Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg im Jahre 1709 feierlichst erneute.

Bereits im Jahre 1423 war Jülich dem bergischen Fürstenhause ebenfalls heimgefallen, da die Nachkommen

Wilhelms, des Vatersbruder des ersten Herzogs von Berg aus der Jülicher Linie, ohne legitime Erben verstorben waren. Die Familie von Wachtendonk leitet jedoch mit Fug und Recht ihre Abkunft von diesen Jülich'schen Herren her, denn ihr Ahnherr, natürlicher Sohn Herzog Wilhelms von Jülich, wurde 1416 legitimirt.

Herzog Gerhard von Berg und Jülich, der Stifter des St. Hubertusordens, verfiel in Blödsinn und starb am 19. August 1475. Sein Sohn Wilhelm, gestorben im Jahre 1511, hinterließ eine einzige Tochter, Maria, durch deren Verheirathung mit dem Prinzen von Cleve im Jahre 1510 die Lande Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg unter einem Herzogshut vereinigt worden sind.

Uebrigens hatte Graf Adolph der Fünfte von Berg vor seiner Pilgerfahrt nach Palästina im Jahre 1217 den Templern bereits seine Kapelle zu Burg, so wie die Collation der Pfarre zu Remscheid verliehen. Es war also die Sage in Betreff des Tempelherrnsitzes nicht ohne historischen Anhalt entstanden. Dieser Graf Adolph, der Fünfte, hatte aber schon keine männlichen Nachkommen hinterlassen, sondern die Grafschaft war nach seinem Ableben 1219 an Irmgard, seine einzige Tochter, gefallen, die dieselbe durch Heirath an den Grafen Heinrich V. von Limburg brachte, der

von nun an das Wappen und den Namen eines Grafen von Berg annahm. Die Gräfin Margaretha, welche die Grafschaft, wie oben gesagt, an die Jülicher Herren brachte, das Schloß zu Burg im Jahre 1362 den Johannitern vergab, und deren Bild wir im Rittersaale gesehen, war die Urenkelin dieser Fürstin und durch sie fiel die Grafschaft bereits zum zweiten Male de lance en quenouille.

Nachdem wir Alles recht angesehen, führte uns der Vogt in seine kleine Thorwohnung zurück und setzte uns von den herrlichen Wupperforellen vor, welche unten im Dorfe Burg, am Fuße des Schlosses, gefangen werden. Abends schieden wir mit dem innigsten Danke von meinem alten Großoheim, der uns mit seinen zweihundert bergischen Reichsthalern jährlicher Einkünfte stets auf das Beste bewirthete und zum „bald Wiederkommen" einlud.

Wenn ich meiner Großmutter dann beim Nachhausekommen von ihrem Herrn Bruder, dem Schloßvogt, erzählte, hatte die alte Frau, die die Aelteste der Familie war, große Freude, lächelte vergnügt aus ihrem Sorgenstuhle heraus, den sie von Gicht geplagt fast nicht mehr verlassen konnte, und sprach: Ja, ja, das ist ein alter Soldat, der hat in Spanien mitgefochten! Wir erfuhren dann, daß der Großoheim den spanischen

Erbfolgekrieg mitgemacht hatte und verwundet worden war. Später war er unter Karl Philipp in der Hofkanzlei zu Düsseldorf angestellt gewesen und hatte erst seine jetzige Stelle unter Karl Theodor erhalten, nachdem er bei dem früheren Schloßvogt, der über hundert Jahre alt geworden sein soll, zwei Jahre Adjunct gewesen.

Zuweilen gingen wir auch an Festtagen hinüber nach Ronsdorf, welches eine Stunde von Remscheid entfernt lag. Dort hatte etwa fünfzig Jahre früher eine eigenthümliche Secte: die Zioniten, von denen man in Jung Stillings „Theobald oder die Schwärmer" auch Nachrichten findet, ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Diese Secte war von einem Elberfelder Kaufmann Namens Elias Eller gestiftet worden. Aus dem Stamme dieses Eller in directer Linie hatten die Ronsdorfer vergebens seit einem halben Jahrhundert einen neuen Messias erwartet. Als derselbe gar nicht ankommen wollte, hatten sie sich endlich in ihr Schicksal ergeben und waren wieder gut lutherisch geworden. Doch hatten diese Separatisten theilweise noch immer sehr komische biblische oder mystische Vornamen und nannten sich stets Bruder und Schwester. So rief zum Beispiel die Großmutter der Enkelin zu: „Schwester Bathseba, sage dem Bruder Ephraim, daß

er auf das Comptoir zu Bruder Baruch gehe, und ihm sage, er möge für Schwester Lea ein Pfund Kaffee holen lassen.“ Schwester Bathseba war, wie gesagt, die Enkelin, Ephraim der Enkel, Baruch dessen Vater, und Lea endlich die Großmutter selbst. Uebrigens war in Ronsdorf ein gutes Gasthaus bei Frau Rosendahl, wo Alles, sowohl Fußboden wie Tische und Geschirre, spiegelblank war. Man trank dort Kaffee und Chocolade, auch warme frische Milch. Die Söhne der alten Zioniten kamen auch hin, mit ihren Schwestern Bathseba, Lea u. s. w., begleitet von einer oder der andern alten Zionitin, die sich trotz dem Zorne Gottes so weit vorgewagt hatte.

Wir befreundeten uns gern mit den jungen Herren Ephraim und Baruch u. s. w., während wir uns mit den jungen Damen nie zurecht finden konnten. Beim Nachhausegehen fehlte es jedoch nicht an den gehörigen Reverenzen, und die biblischen Vornamen: „Gute Nacht, Hesekiel, Boas u. s. w., gaben Stoff zu allerlei Scherz und lustigem Abschiede. Das Resultat aber war, daß unsere jungen Herren die jungen Damen unausstehlich langweilig gefunden hatten, während wir den jungen Zioniten gar nicht abhold geworden.

Ein anderer Ausflug war nach dem Hasten, einem Flecken mit Posthause zwischen Elberfeld und Rem-

scheid. Die dortige Posthalterfamilie waren sehr brave Leute und hießen Hölterhoff. Sie hielten Gastwirthschaft und hatten damals gerade, ich mochte ungefähr sechszehn Jahre alt sein, einen geräumigen neuen Tanzsaal bauen lassen. Dort fanden sich Sonntags stets einige der reicheren Kaufmannsfamilien von Elberfeld, Remscheid und der Umgegend ein. Vier Musikanten, welche Kaiser hießen, und in Lennep zu Hause waren, spielten dort Nachmittags auf. Das Concert bestand aus zwei Violinen, einer Flöte und einem Hackbrett, ein Instrument, welches, gleich wie der in meiner Jugend noch häufige deutsche Dudelsack, jetzt fast ganz unbekannt ist. Es war eine Art von tragbarem Klavier mit Glastasten oder Drähten, die mit sogenannten Zinken angeschlagen wurden. Gegen Abend wurden von diesen Musikanten Tänze gespielt und man tanzte bei dieser einfachen Musik seelenvergnügt oft bis tief in die Nacht. Aber nicht etwa unanständige Walzer und Galopaden, wie jetzt getanzt werden, sondern ehrsame Menuets und französische Quadrillen. Es ging dabei oft höchst förmlich zu und nie wäre es einem jungen Manne eingefallen, ein Mädchen zum Tanze aufzufordern, von dessen Familie er nicht gekannt war. Seine und die Freunde des Hauses mußten dies vorher vermitteln, wobei jedoch im Anfange immer noch eine

gewisse Kälte vorherrschte, bis endlich die Familien sich gegenseitig kennen gelernt und so die Etikette ein wenig lässiger wurde.

Es war übrigens komisch, die verschiedenen Familien von Remscheid, Elberfeld und der Umgegend so vor und nach ankommen zu sehen. Die Einen zu Wagen, die Andern zu Fuß, und manche junge Frau en croupe hinter ihrem Manne, manches Mädchen hinter ihrem Vater zu Pferde sitzend. Auch ich ritt später mit deinem seligen Großvater oft nach Elberfeld u. s. w. und werde dir gelegentlich über diese in dem bergischen Land früher ganz gewöhnliche Art zu reisen Mehreres erzählen, kehre aber jetzt zu dem Hasten zurück.

Eine Familie, mit der wir besonders befreundet und mehrfach verwandt, waren die Hasenclever von Ehringhausen. Diese Familie war eine der ältesten in hiesiger Gegend und durch Reichthum und Ansehen seit Jahrhunderten in besonderer Achtung. Man sagte von ihnen daß Alles, was den Namen Hasenclever trüge, nicht sehr zu Pfalz-Bayern halte, sondern gut preußisch gesinnt sei, was daher komme, daß ihr Ahnherr Jagdgenosse oder Jagdiener des Kurfürsten Sigismund von Brandenburg, Herzog in Cleve gewesen sei, und weil er die geschossenen Hasen

habe aufsuchen müssen, Hasenklüver, das ist: Hasenklauber, genannt worden wäre. Gewiß ist, daß die Hasenclever außer den Hammerwerken, den schönen Gütern zu Ehringhausen, dem Lachsfange zu Burg u. s. w. auch noch erbleihweise schöne Waldungen und Wiesen in der preußischen Grafschaft Mark besaßen, welche, wenn ich nicht irre, schon von den Vorfahren Friedrich des Großen an sie gelangt sind.

Seit die erhabenen Hohenzollern, welche ebenfalls directe Nachkommen unserer alten Herzoge sind, das Land der Berge im Jahre 1815 als Eigenthum erhielten, sind die Hasenclever sichtbar mehr und mehr in der Gunst unserer jetzigen Landesfürsten gestiegen. Unser Kronprinz, der Sohn unseres allergnädigsten Königs Friedrich Wilhelm III., hat bei einer Reise durch das bergische Land auf Ehringhausen sein Absteigquartier und von den Herren Josua und David Hasenclever geführt, die ganze Gegend mit denselben in Augenschein genommen. Scherzhaften Sinnes und voll von Geist und Gemüthlichkeit, soll er sogar Ersterem von Berlin zum Andenken ein großes Oelgemälde übersendet haben, welches den biblischen „Josua unter seinem Volke" darstellt. Die Hasenclever leben aber auch dort ganz patriarchalisch geachtet inmitten einer Menge Menschen, die in ihren Hammerwerken

und Fabriken, sowie auf ihren Gütern arbeiten. Uebrigens hätte der geistvolle Fürst den Letzteren, Herrn David Hasenclever, nur als „David ohne Harfe" darstellen lassen müssen, denn derselbe war so wenig musikalisch, daß er, wie deine Mutter behauptete, nie den Tact im Tanze zu beobachten vermochte. Doch war er, wie Alles, was diesen Namen trägt, ein Ehrenmann und angesehen bei Hoch und Gering.

Der berühmteste der Familie ist jedoch Herr Peter Hasenclever, der in meiner Jugend in Landshut in Schlesien lebte und sich dort um den Leinwandhandel sehr verdient machte. Derselbe hatte (er war 1716 in Remscheid geboren) in seiner Jugend in Frankreich und England ein bedeutendes Vermögen erworben, dies jedoch später in Nordamerika durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren. Er war einer der scharfsinnigsten Kaufleute, die je existirt haben, und führte seine Geschäfte mit einem umfassenden, in die großen Welthändel jener Zeit eingreifenden Geiste. Dies aber verschaffte ihm viele Neider und Feinde, und zog auch seinen Untergang in Amerika und England herbei. In Schlesien fand er endlich warme Anerkennung und Unterstützung. Friedrich der Große bewies ihm mehrfache Gnaden und behandelte ihn persönlich mit Auszeichnung. Er starb, allgemein geachtet,

im Jahre 1792 und hat mehrere Schriften hinterlassen, die Beweise seiner ausgebreiteten Kenntnisse sind.

Auf dem Hasten ging es heiter zu. Man tanzte dort, wie gesagt, bis in die Nacht und fuhr endlich um 11 Uhr nach Hause. Mein guter Vater, dein Urgroßvater, meinte bei dieser Gelegenheit, daß es wohl passend sei, wenn ich jetzt nach Düsseldorf noch auf einige Zeit in Pension käme, weil ich sonst später vielleicht gar nicht mehr geneigt wäre, all den Zerstreuungen zu entsagen. Da dies stets der Wunsch meiner Mutter war, so schrieb dieselbe andern Tages an ihre Tante Höninghaus nach Düsseldorf, um diese zu bitten, mir in einem dortigen Pensionate, bei den Demoiselles Klein, welches im ganzen Lande sehr gerühmt wurde, eine Stelle zu ermitteln. Acht Tage später saßen wir auch schon um fünf Uhr in der Frühe in einer alterthümlichen, mit rothem Plüsch ausgeschlagenen Kutsche und fort ging es in die Residenz, wo wir jedoch erst Abends spät um zehn Uhr ankamen und im Gasthaus „zum wilden Mann" nächst dem Rheinthor einkehrten.

Andern Tages kleidete sich meine Mutter in ihre besten Prunkgewänder: einen reich mit Chenille besetzten braunrothen seidenen Brocatrock mit einem Spenzer von demselben Stoffe. Dazu eine Haube von Brabanter Spitzen und einen kleinen braunen Hut, welcher

gerade oben auf dem Kopfe saß und an dem eine kleine braune Straußfeder links herabfiel. Das Haar wurde sorgfältig gepudert, ein Collier von Perlen angelegt, eine Brosche, sowie mehrere Ringe angesteckt. Der unvermeidliche Fächer hing vom Spenzer an einem Kettchen herab und ein gestickter Ridicul barg allerlei Geschenke. Der Vater hatte einen grün mit Silber bordirten Sammetrock mit angenähter violetter Atlasweste an, dazu eine weiße Halsbinde und Spitzenjabots. Er trug schwarzseidene Beinkleider, weiße seidene Strümpfe mit rothen Zwickeln und Schuhe mit kronthalergroßen silbernen Schnallen. Dabei waren die Ringe, die Uhr mit Pendelokes und die gravirte goldene Schnupftabaksdose nicht vergessen worden. Seine Perücke war gepudert, mit zwei kleinen Seitenflügeln versehen und hinten mit einem mächtigen Zopfe ausgestattet. Ein schwarzer Claquehut vollendete den Anzug. Ich selbst trug ein einfaches weißes Linonkleid mit Blumen, das Haar ungepudert und einen Strohhut mit rothen Rosen. So angethan setzten wir uns in Bewegung nach dem Hause „zum Ritter", welches die Ecke der Flinger- und Communicationsstraße bildete und die Aussicht auf den Markt hatte. Dort wohnte im ersten Stocke die Kammerfrau der längst verstorbenen hochseligen Kurfürstin Maria Anna Luise, welche obwohl un-

verheirathet und eine Jungfer von achtzig Jahren und mehr, laut herzoglichem Decrete vom 2. Mai 1708 den Titel „Madame" führte. Sie war die Tante meiner Mutter, also deine Urgroßtante, und hieß, wie oben schon gesagt, Christiane Höninghaus, meine liebe unvergeßliche Großtante.

Dritte Abtheilung.

Jungfer Sybille. Das Wohnzimmer der Großtante. Das Schlafgemach. So weiß wie Schnee und fromm wie eine Heilige. Ein lateinischer und zugleich italienischer Spruch. Die Pension. Der Jägerhof. Die Freiherren von Dalwigk. Der Oberjägermeister. Im Hofgarten. Campii Strafgelder. Wer war der Esel? Ein Bild von Adrian van der Werff. Mademoiselle van der Leyen. Jacob van Geldern. Schwester Maria. Fräulein Odilia von dem Bongart. Jacobea, Herzogin zu Jülich, Cleve und Berg. Ein Minnesang. Nach dem Mittagessen.

In dem Hause, wo die Großtante wohnte, erwartete uns unten an der Treppe eine Dienerin mit alterthümlicher Spitzenhaube und weitem, großgeblümten Kleide. Sie war wenigstens sechszig Jahre alt und schon seit mehr denn einem Vierteljahrhundert in Diensten der kurfürstlichen Kammerfrau, wo sie Haushälterin, Zeitungs- und Postillenvorleserin, Beschließerin und Kammermädchen in einer Person darstellte. Dieses Factotum, ebenfalls noch aus der guten alten Zeit und bei Hofe aufgewachsen, war die Tochter eines längst

verstorbenen Schloßportiers. Ihre jetzige Herrin hatte sie auf die Bitten ihrer Mutter hin, vor fast einem halben Jahrhundert in die Hofküche als Hilfmädchen gebracht und endlich, als die letzte Medicis, die Kurfürstin Maria Anna Louise, ihre durchlauchtigste Frau und Herrin, gestorben, ganz und gar zu sich genommen. Sie war demnach mehr Freundin als Dienerin der Großtante, ließ es sich übrigens nicht nehmen, mit der größten Aufmerksamkeit Alles eigenhändig zu besorgen, und blieb in ihrem ganzen Wesen ein Muster liebevoller Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Jungfer Sybille Bauer, so hieß sie, trippelte, nachdem sie uns unten empfangen und einen Knix über den andern gemacht, rüstig die Treppe hinauf, öffnete oben den Vorsaal und ließ uns eintreten, wies sodann auf drei bereits aufgestellte Lehnsessel und verschwand abermals knixend im Nebenzimmer mit den Worten: „Ich werde die Ehre haben die Herrschaften bei Madame anzumelden.“

Wir hatten Gelegenheit, uns während dieser Zeit in dem Salon umzusehen. Derselbe war mit Einfachheit und Geschmack möblirt. Die Sessel von braunem geschnitzten Holze mit dunkelgrünem Plüsch überzogen. Die Tapete, ein grün in grün brochirter Wollenstoff am Rande mit Silberborden eingefaßt. Die Vorhänge

waren ebenfalls von grünem Stoffe mit schmalen Silberborden besetzt. Der Fußboden war parquetirt und so glänzend gebohnt, als ob derselbe mit Firniß überzogen wäre. Ein schwerer Kronleuchter aus Bergkrystall hing von der Decke und ein hoher alterthümlicher Schrank stand seitwärts vom Kamin, welcher aus schwarzem Marmor und über dem ein hübsches Landschaftsgemälde in die Mauer eingefügt war.

Ein anderes mit einem grünseidenen Vorhange bedecktes Bild hing seitwärts über einem ebenfalls mit grünem Plüsche überzogenen, in der Art wie die Sessel geschnitzten Kanapee. Indem meine Mutter auf das Bild, welches mit einem Vorhange bedeckt war, hinzeigte, gab sie dem Vater einen Wink, dessen Bedeutung mir erst viel später klar wurde. Ich wollte neugierig den Vorhang ein wenig aufheben und hatte zu diesem Endzweck den Sessel zwischen meinen Eltern schon verlassen, als Sybille plötzlich zurückkam, um uns zur Großtante zu führen.

Wir traten nun in das Schlafgemach der alten Dame, welche obwohl es bereits Anfangs Mai war, am offenen Kaminfeuer in einem großen mit rothem geblümten Plüsch überzogenen Sorgenstuhle saß. Meine Mutter und mein Vater nahten sich ihr mit Verbeugungen. Erstere wollte ihre Hand küssen, aber die alte

Frau zog sie an sich und küßte sie, indem sie mit rührender Stimme sagte: „Gu'n Dag, lev Kink, wie lang han ich dich net gesenn!"

Mein Vater ergriff ihre Hand ehrfurchtsvoll und küßte dieselbe. In demselben Augenblicke wandte sie ihr Auge zu mir und sagte zu meinen Eltern: „Dat es eu'r Dochter? So weit wie Schnie, end fromm, wie en Helige!" Ich kniete nieder vor sie auf ein kleines Fußbänkchen, und sie berührte mit ihren feinen Lippen meine Stirne. Dann aber setzten wir uns alle drei der Großtante gegenüber auf hohe Lehnsessel, welche Jungfer Sybilla herbeibrachte.

Ich hatte nun Muße, während die Eltern sprachen und erzählten, die alte Frau und ihre Umgebungen zu betrachten.

Madame Christiane Höninghaus war, wie gesagt, schon damals über achtzig Jahre alt, aber ich würde dies, wenn ich es nicht gewußt hätte, nie geglaubt haben, denn sie schien kaum sechszig zu haben. Ihre Hautfarbe war von so blendender Weiße, wie die eines jungen Mädchens. Ihre lichtblauen Augen leuchteten freundlich unter einer hohen Spitzenhaube, die das schönste schneeweiße Haar bedeckte, hervor. Ihre Nase, von der sie bei unserm Eintritte die Brille herabgenommen, war fein gebogen und ihr Mund, ob-

wohl einiger Zähne beraubt, lächelte wohlwollend und milde. Sie trug eine Art von Morgenüberrock von grauem halbseiden Stoffe, welcher vorn einen breiten Besatz von Chenille und Seidenband von derselben Farbe zeigte. Ihre zarten weißen Hände waren mit grauseidenen Halbhandschuhen bedeckt. Sie hatte bunte in Wolle gestickte Pantoffeln an, und ihr rechter Fuß ruhte auf einem kleinen Schemel, während der linke auf dem bunten türkischen Teppich auftrat, der den Boden des ganzen Zimmers bedeckte.

Das große Gemach, dessen Tapete aus einem dunkelrothen geblümten Stoffe mit Goldleisten bestand, gab so recht ein Bild aus der alten Zeit. Schwere rothwollene Vorhänge fielen an den hohen Fenstern herab. Im Hintergrunde stand ein Himmelbett mit Umhängen von demselben Stoffe. Dicht dabei ein Bettschemel und ein mit verschiedenen Hölzern sehr kunstvoll eingelegter Schrank, auf welchem zwei hohe chinesische Vasen aufgestellt waren. Ein hoher Leuchter mit Wachskerzen stand auf einem kleinen zierlichen Tischchen mit gedrehtem Fuße. Die Sessel im Zimmer waren nicht, wie die im vorhergehenden Salon, im Renaissance-Styl, sondern offenbar viel älter, mit hohen, aufrechtstehenden Rücklehnen und mit gedrehten Füßen, wie die des kleinen Tisches. Es waren Stühle, wie die,

welche ich im Rittersaale zu Burg gesehen und die aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herrühren mochten. Was mich aber am meisten interessirte, war wiederum ein Bild, ein Oelgemälde, welches in Medaillonform zwei Köpfe en profil zeigte, mit einem reichvergoldeten Rahmen geschmückt, über welchem die Kurfürstenkrone kunstvoll in Holz geschnitzt war.

Während die älteren Leute plauderten, betrachtete ich neugierig diese Gegenstände, jedoch nicht ohne auf ihr Gespräch Acht zu haben. Die gute Großtante fragte nach ihren Verwandten, nach meiner Großmutter, ihrem Bruder u. s. w. Nur zu oft tönte es von ihren Lippen: „Also auch die ist todt!“ Es galt dies entweder einer Bekannten oder Jugendfreundin.

Als ihr meine Mutter erzählte, wie ich oft zum Großoheim, dem Schloßvogt, gekommen, mußte ich ihr ganz detaillirt berichten, wie er aussähe, was er mache, und ob er noch recht rüstig sei. Die ganze Conversation wurde in sogenanntem Remscheider Platt geführt, deren sich die alte Frau noch immer gern bediente. Diese Mundart soll mit dem Plattdeutschen unseres deutschen Nordens viel Aehnlichkeit haben, ist jedoch vom Holländischen, mit dem man es oft unter einen Hut bringen möchte, wesentlich verschieden. Uebrigens sprach Madame Christiane Höninghaus das

Hochdeutsche sehr zierlich und sprach und schrieb sowohl französisch als lateinisch; das Italienische, welches sie, als sie mit der Kurfürstin in Florenz gewesen, erlernt hatte, wollte sie ganz verlernt haben und behauptete, nichts mehr davon zu wissen, als einen einzigen Vers oder Spruch, der mit Bezug auf einen Leuchthurm gemacht worden, und den sie nur behalten habe, weil er „gar zu lateinisch war."

Später hat sie mir denselben mehrere Male recitirt; da ich aber grade dabei bin, mag er hier seine Stelle finden. Er hieß:

In mare irato, in turbidâ procellâ,
Invocate, ô sacra benigna stella!

„Im Lateinischen müßte es eigentlich in mari heißen!" fügte sie hinzu.

Wir verabschiedeten uns von der Großtante, nachdem wir fast zwei Stunden bei derselben zugebracht und sie uns auf den Abend zum Thee eingeladen hatte. „Die Demoiselles Klein, liebe Anna," sagte sie beim Scheiden, „sind von deiner Ankunft, wie du weißt, schon unterrichtet. Sage ihnen meinen Gruß und ich würde Sybilla hinschicken, um sie auf heute ebenfalls zu Abend zu laden. Ich wußte nicht genau den Tag eurer Ankunft, sonst wäre es früher geschehen."

Wir gingen nun, nachdem uns Jungfer Sybille

das Geleit bis an die Hausthüre gegeben, noch einige hundert Schritte die Flingerstraße entlang am Kapuzinerkloster vorüber und standen alsbald vor einem alterthümlichen Gebäude: dem Pensionshause, welches weit und breit im bergischen Land als das beste gerühmt war.

Die Schwestern Elisa und Josepha Klein empfingen uns in einem großen Saale, der, ohne grade unwohnlich zu sein, nichts von der gemüthlichen Heimlichkeit an sich trug, die in den Gemächern meiner Großtante herrschte. Die Fenster desselben gingen auf einen großen Garten, welcher sich neben dem Garten des Kapuzinerklosters bis an die Wallstraße erstreckte. Im Garten waren wohl etliche zwanzig junge Mädchen versammelt, denn es war grade zwölf Uhr geworden und die Zeit der Erholung. Die Einen belustigten sich mit Federballschlagen, die Andern gingen spazieren, noch Andere fütterten die Tauben. Es sah sehr hübsch und freundlich aus und ermuthigte mich, den Damen Klein die Grüße der Tante frohen Herzens auszurichten. Die beiden ehrwürdigen Damen — sie mochten zusammen auch schon hundertundzwanzig Jahre alt sein — nahmen meine Eltern und mich sehr herzlich auf, sprachen von dem Danke, den sie Madame Höninghaus, welche ihnen schon viele vornehme, hoch-

adelige Pensionärinnen zugeschickt habe, schuldeten, und beredeten mit meinen Eltern die näheren Bedingungen des Eintrittes, der am andern Tage stattfinden sollte. Sodann sagten sie zu, daß sie am Abend zur Großtante kommen würden, und wir schieden sehr befriedigt von dem Eindrucke, den das Pensionat auf uns gemacht hatte.

Mittags ging es im Gasthaus zum wilden Mann sehr lebhaft her. Es waren viel Solinger und Elberfelder Kaufleute anwesend. Man sprach vom Krieg und Frieden, von allerlei Erlebnissen und hohen Personen: von Ludwig XV. in Frankreich und von Madame Pompadour, und überlegte schließlich einen Spaziergang nach dem Jägerhofe und in den Hofgarten. Der Jägerhof war, wie sein Name schon zeigt, ursprünglich ein herzoglich bergisches Jagdschloß, etwa eine starke Viertelstunde vor den Stadtthoren gelegen. In schönem Renaissance-Style erbaut, zeigte er am Giebel des Daches das reich und kunstvoll ausgearbeitete pfalzbayerische Wappen. Die beiden Seitenflügel, welche du jetzt (1835) an diesem hübschen Schlosse, der Residenz Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen siehst, sind erst viel später, vor etwa zwölf Jahren angebaut worden. Auch war das alte Jagdschlößchen von einem breiten Graben umgeben, über welchen, dem Hauptein-

gange gegenüber, eine mit einem kunstvollen eisernen Gitterthor geschlossene Steinbrücke führte. In diesem Graben sollte einmal ein Gutsbesitzer der Umgegend seinen Tod gefunden haben. Das Pferd war nämlich an der Ecke, wo man nach dem Dorfe Pempelfort einbog, scheu geworden und hatte den Reiter dort hinabgeschleudert. Zum Andenken sah man noch an der gegenüberstehenden Seite der Brüstung zwei Fußsohlen an die Mauer des Grabens mit groben Zügen angemalt, als ein Zeichen, daß dort das Unglück geschehen und der Arme vergebens versucht hatte, sich auf den Füßen zu halten, sondern elendiglich ertrunken war. Links vom Schlosse gewahrte man das gewaltige, wohl fünfhundert Schritte lange Jagdzeughaus, in dem das Jagdzeug: die Netze und Umspanntuche, Piken und Rohre zur Parforcejagd aufgehoben wurden. Man erzählte auch, daß der Wald früher bis dicht an den Jägerhof gegangen sei und man das Wild in das Zeughaus hineingetrieben habe. Diese Gebäulichkeiten zeigen ebenfalls höchst kunstvolle Schnitzereien in Holz an ihren Giebelseiten. Dicht dahinter lag die Kapelle zu Pempelfort, ein kleines, unbedeutendes Kirchlein. Vor dieser Kapelle war es, wo sich die Vasallen unserer ehemaligen Herzöge und Kurfürsten mit ihrem Dienstgefolge einzufinden pflegten, wenn sie zum Kriegsdienste ent-

boten waren. Das letzte Aufgebot der Art geschah während des siebenjährigen Krieges. Von allen aufgebotenen Rittern erschien nur ein einziger, ein Herr von Dalwigk von Unterbach, in völliger Rüstung: mit Schwert und Lanze, Brustpanzer und Helm. Die fürstlichen Commissarien dankten für seine Folgeleistung und entließen ihn wieder.

Es ist dieses Factum eine große Illustration für diese Familie, deren Mitglieder sämmtlich brave und ehrenwerthe Männer und in Berg über alle Maßen hochangesehen waren vom Fürsten, Edelmann und Bürger. Vergiß nie, mein Enkel, wenn du je Jemanden dieses Hauses begegnen solltest, ihm den größten Respect zu bezeugen, und wenn du einem Dalwigk dich nützlich und dienstbar zeigen könntest, so würde dies die größte Ehre für dich und deine Familie sein. Ich werde dir später noch von andern Mitgliedern dieser Familie sprechen, mit denen ich die Ehre hatte, bekannt zu werden, kehre aber jetzt zum Jägerhofe zurück.

Der herzoglich bergische Oberjägermeister Freiherr von Blankart, welcher im Schlosse wohnte und mit meinem Vater, so wie mit den Solinger und Elberfelder Herren, die sich Weiersberg und von der Heydt nannten, bekannt war, empfing uns sehr artig und führte uns selbst im Schlosse herum. Die Ge-

mächer desselben waren recht hübsch im alterthümlichen Geschmacke eingerichtet. Besonders der große Salon, welcher über der Eintrittshalle gelegen. Derselbe war mit Sesseln ausgestattet, die mit grünem Plüsch überzogen. Am meisten aber interessirten mich die Bildnisse der vier Regenten aus dem pfalzneuburgischen Hause: Herzog Wolfgang Wilhelm mit den klugen, feingeschnittenen Zügen, jedoch etwas älter, wie er auf dem in der Münchener Gallerie befindlichen Bilde von van Dyck, welches früher hier in Düsseldorf war, dargestellt ist. Auch trug er auf diesem Bilde den Orden des goldenen Vließes, welchen ihm Philipp der Vierte von Spanien verliehen. Sodann sein Herr Sohn, Philipp Wilhelm, mit großer, brauner Perücke im schlichten Sammtgewand mit aufgeschlitzten Aermeln. Der weiße Spitzenkragen fiel glatt vom Halse und nur die Hoheit des Ausdrucks gaben den Fürsten zu erkennen. Ferner dessen beide Söhne: die Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp, der letzte Herr der Linie Pfalz-Neuburg.

Nachdem wir uns bei dem Freiherrn von Blankart, der die Höflichkeit selbst und so recht ein Edelmann aus der alten Zeit war, beurlaubt, schritten wir durch den Hofgarten, der damals schon die schöne große mittlere Allee zeigte, welche ihn jetzt zum Reiten so

angenehm macht. Doch war dieselbe tiefer gelegen, wie die beiden schmaleren Seitenalleen und enthielt rechts und links in ihrer ganzen Länge die schönsten Blumen, welche in zierlichen Töpfen auf treppenartigen mit Rasen und Moos überdeckten Erhöhungen standen. Von dort aus, das heißt vom Ende der Allee, zogen sich Taxushecken zur Stadt hin und kleine Bosquete, aus deren Mitte hie und da ein künstlich verschnittener Taxusbaum hervorsah, der entweder einen Herkules oder einen Löwen, oder sonst so etwas darstellen sollte und dem auch wirklich ähnlich sah. Als wir so durch die Gebüsche wanderten, blieben Herr von der Heydt und Herr Weiersberg einige Schritte hinter uns zurück. Plötzlich hörten wir den ersten laut lachen, und unter dem Ausrufe: „Campii Strafgelder werden die Solinger noch lange zahlen müssen"! kam derselbe lustig hinter uns hergehüpft und erzählte mir dann auf meine Frage, was es mit diesen Strafgeldern für eine Bewandniß habe.

Während des dreißigjährigen Krieges zeigten die Solinger sich gegen die hohe Landesregierung immer sehr störrig und wollten gerne beweisen, daß sie nicht bloß Schwerter zu machen, sondern auch zu führen wüßten, zogen aber dabei stets den Kürzern. Einen argen Auflauf verursachte zuletzt die Austreibung des

Pfarrer's Campius, der den Solingern nicht recht war. Sie insultirten den alten Mann und überlieferten ihn schließlich den oranischen Truppen, die in der Nähe waren. Die Regierung in Düsseldorf vermerkte dies sehr übel, forderte die Magistratsmitglieder: Clemens Tesche, Herbert Henkels, Peter Weiersberg und Friedrich Franz vor ihr Gericht und ließ dieselben in Düsseldorf auf die Zollpforte ins Gefängniß werfen, von wo sie erst nach Erlegung eines Capitals von 3000 bergischer Thaler, Bezahlung aller Kosten und der Ranzion des Campius entlassen wurden. Ja noch mehr, sie belegte die einzelnen Häuser in Solingen, bei welchen diese Insulten vorgegangen waren, mit einer jährlichen Abgabe, welche bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, des neunzehnten, unter der Rubrik „Campii Strafgelder" entrichtet wurden.

Der Herr Weiersberg war der Enkel oder Urenkel des Festgesetzten, und sein Haus zahlte diese Abgabe; daher das heitere Lachen des Herrn von der Heydt, der ein überaus gemüthvoller, munterer und kenntnißreicher Mann war.

Letzterer erzählte auch noch eine höchst komische Geschichte von einem lutherischen Prediger in Elberfeld, welcher einen neuen Reifrock seiner Frau mit den Worten in das Feuer des Kamins geworfen: „Das

ist Alles Blendwerk der Hölle"! Derselbe sollte auch vor einigen Jahren, als sich während des Gottesdienstes Hundegebell vor der Kirche hören ließ, seine Predigt plötzlich mit den Worten: „Als der Esel sprach, schwieg der Prophet!" geschlossen haben.

Herr von der Heydt setzte mit schlauer Miene hinzu: „Daß aber durchaus kein Prophet vorhanden gewesen, und wer der Esel war, das wußte die ganze Gemeinde seit längerer Zeit schon!"

Unter also gemüthlichem Plaudern kamen wir zum Gasthause zurück, wo sich die beiden Herren beurlaubten. Wir machten nun noch ein wenig Toilette und begaben uns sodann zur Großtante, an deren Seite wir bereits die beiden Demoiselles Klein vorfanden.

Die alte Dame hatte eine wahre Herzensfreude, uns zum Thee zu sehen. Sie war voller Geist und Lebhaftigkeit und erzählte uns eine Menge Geschichten aus der alten Zeit, wo der Hof von Pfalz-Neuburg noch in Düsseldorf weilte und wo Alles in dulce jubilo herging. „Das ist das Portrait meiner gnädigsten Frau Kurfürstin und ihres erlauchten Herrn Gemahls," sprach sie, indem sie uns das Doppelportrait in Medaillonform zeigte, welches ich am Morgen bereits angesehen hatte. Es stellte dieses Bild die Büste des Kurfürsten in Lebensgröße en profil dar. Die geistreichen

Züge waren vortrefflich gemalt. Das kluge große Auge, die dicke, aufgeworfene Unterlippe, über welcher die ihm eigenthümlichen großen Zähne, die das Volk „des Kurfürsten Hauer" nannte, hervorschauten, der kleine zierliche Schnauzbart, darunter das goldene Vließ am Halse, welches auf das noch sichtbare Stück des Brustharnisches fiel. Auf der großen, braunen Alongeperücke, die den Kopf des Kurfürsten bedeckte, setzte sich das feine Profil seiner Gemahlin überraschend schön ab. Sie hatte den ausdrucksvollsten italienischen Kopf, der sich nur denken läßt. Eine hohe Stirne, breite, dunkle Augenbrauen, darunter lebhafte, dunkle Augen, eine fein gebogene, griechische Nase und einen Mund, welchen das lieblichste Lächeln schmückte. Der Teint hingegen war etwas bräunlich und nur ein leichtes Roth bedeckte die Wangen. In ihrer ganzen Haltung lag wahrhaft fürstliche Hoheit und ihr trefflicher Charakter, den ich später aus den Erzählungen der Großtante kennen lernte, war in diesem Portraite ganz ausgeprägt.

Dieses Bild ist von Adrian van der Werff gemalt, den der Kurfürst mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Gulden begnadigt hatte, und welchem er überdies noch jedes Gemälde reichlich bezahlte. Der große Meister hat es zweimal also in Lebengröße ge-

malt, was sonst nicht seine Liebhaberei war, da er gewöhnlich nur kleine zwei bis drei Fuß hohe Figuren malte. Das erste Bild hatte Cosimo III., Großherzog in Florenz und Vater der Frau Kurfürstin, erhalten, und das andere hat er selbst eurer armen Großtante zum Geschenk gemacht, weil er sie sehr bevorzugte. Dieselbe hätte sich vielleicht entschlossen, seinen Bitten nachzugeben und Madame van der Werff zu werden, wenn sie es nicht für Pflicht gehalten, nach dem Tode Johann Wilhelms (1716), mit der Frau Kurfürstin auszuhalten bis an ihr seliges Ende. „Als dieses aber erfolgte, war ich weit über fünfzig Jahre alt und van der Werff längst in holländischer Erde begraben!"

Solche und ähnliche Geschichten erzählte uns Madame Christiane Höninghaus, bis wir uns in später Nacht von ihr verabschiedeten, nachdem sie noch mit den Demoiselles Klein ausgemacht, daß ich jeden Sonntag bei ihr essen und den Tag bei ihr zubringen sollte.

Andern Morgens brachten mich meine Eltern in der Reisekutsche bis an das Pensionat, wo ich unter Thränen von ihnen Abschied nahm und noch lange dem Wagen, der sie Remscheid zuführte, aus dem Fenster nachsah und nachwinkte.

Ich erhielt ein Zimmer nach dem Garten, welches ich mit einer wenigstens um zehn Jahre älteren Mademoiselle van der Leyen theilte, die aus Rade vorm Wald zu Hause war und sich pikirte, die protestantischste Person auf Gottes Erdboden zu sein. Sie fragte mich gleich bei der ersten Vorstellung, ob ich auch das neue Testament und Luthers Tischreden — auswendig gelernt habe. Als ich dies verneinte, überhäufte sie mich mit Bibelsprüchen und andern Auszügen und sagte schließlich, daß es ihr gar nicht recht, daß man sie nach Düsseldorf in eine so katholische Stadt gesendet, wo das „lautere Wort Gottes" nicht zu finden sei. Bald erfuhr ich übrigens von den andern Pensionären, daß man ihr aufgebracht habe, ihr Lutherthum sei auch nicht weit her, denn ihr Vater habe noch hebräisch zu reden verstanden. Sie sah wirklich etwas jüdisch aus, obwohl sie eine schöne stattliche Person war. Uebrigens ist es durchaus unwahr, daß die van der Leyen aus Rade vorm Wald und in Crefeld jüdischer Abstammug sind. Sie sind, wenn sie auch in gar keiner Verwandtschaft zu dem reichsunmittelbaren gefürsteten Geschlechte gleiches Namens stehen, ganz ursprünglich deutscher und christlicher Herkunft und kommen bereits um 1620 in ersterer Stadt als angesessene Bürger vor. Sie haben sich große Verdienste um die Seidenmanufactur in Cre-

feld erworben und waren überhaupt alle höchst tüchtige Kaufleute. Ein anderes aber ist es mit den van Geldern. Diese sind unzweifelhaft eine Judenfamilie und haben mit den alten Grafen von Geldern, die später die von Egmont und von Horn waren, auch nicht das Mindeste gemein. Der Jude Joseph Jacob van Geldern wurde noch vom Kurfürsten Johann Wilhelm zum Hofkammeragenten ernannt, und vom Judentribut und Geleitsgelde befreit.

Außer dem Gewöhnlichen, was man in Mädchenpensionen lernt, mußten wir neben dem Französischen auch noch Lateinisch lernen, was mir im Anfang sehr schwer wurde. Es war dies, ich weiß durchaus nicht warum, ein alter Usus, der noch aus früherer Zeit stammte, wo das Pensionat von Klosterfräuleins geleitet wurde. Den Unterricht im Lateinischen ertheilte uns eine alte Urselinerin. Dieselbe wußte auch mit einer gewöhnlichen Scheere aus Papier allerlei kunstvolle, sogenannte Klosterarbeiten zu fertigen. Diese waren oft so fein und zierlich geschnitten, daß Jedermann darüber erstaunte. Wenn man fleißig Latein studirt hatte, erhielt man als Anerkennung von der Schwester Maria ein kunstvoll geschnitztes, von sieben Schwertern durchstochenes, von Engeln getragenes und mit einem Rosenkranz umschlossenes Herz.

Am nächsten Sonntage ging ich zur Großtante und fand dieselbe wie vor einigen Tagen am Kaminfeuer. Ich mußte mich neben sie setzen und ihr erzählen, wie es mir bei den Demoiselles Klein gefalle. Nachdem dies geschehen, las ich ihr aus einer großen Hauspostille eine kurze Predigt. Sie war nämlich trotz ihres katholischen Herrscherhauses, trotz ihres Umganges mit fast nur katholischen Leuten, lutherisch geblieben, hatte aber so viel Vorliebe für die „alte Kirche“ gefaßt, daß sie gern und willig ein Kreuz schlug und geweihtes Wasser für sehr heilsam und nützlich hielt.

Da man während der letzten Tage im Pensionate vielfach von dem Tode eines Familiengliedes des hohen Kurhauses, ich glaube der Mutter des späteren Königs Max Josephs I. von Bayern, der Pfalzgräfin Franziska, und dem darauf erfolgten Erscheinen der Herzogin Jacobe im alten Schlosse gesprochen hatte, so nahm ich mir das Herz, die Großtante zu fragen, was es eigentlich mit der Geschichte dieser Herzogin zu sagen habe, und ob dieselbe wirklich im Schwanenzimmer der Burg auf heimliche Weise hingerichtet worden sei.

Ich will dir die Geschichte dieser unglücklichen Fürstin erzählen, mein liebes Kind, sprach sie, so wie ich sie im Jahre 1701 oder 1702 gehört habe. Bringe mir aber aus dem großen Schranke dort das kleine

Buch mit silbernen Schließen; es enthält einige Lieder und Notizen, die darauf Bezug haben. Ich beeilte mich, aus dem alterthümlichen Fachwerke es herbeizuholen. Sie blätterte ein paar Minuten darin und begann:

Als ich zu Anfang dieses Jahrhunderts an den Hof kam, lebte dahier noch ein uraltes Hoffräulein mit Namen Jacobea Odilia von dem Bongart. Sie war zur Zeit Herzog Wolfgang Wilhelms Ehrendame von dessen erster Gemahlin, der Prinzessin Magdalena von Bayern, einer Schwester des Hauptes der katholischen Ligue, gewesen. Dieses alte Fräulein mochte damals, als ich hierher kam, schon über neunzig Jahre zählen. Sie war die merkwürdigste, beredeteste und aufgeweckteste Person, die ich je gekannt habe. „Ich habe den Schwedenkrieg mitgemacht und die Königin Christine gesehen", war ihre liebste Redensart. Obwohl eine eifrige Katholikin, war sie dennoch eine Feindin aller Frömmelei und Heuchelei. Sie war die Enkelin des herzoglich bergischen Landhofmeisters Werner von dem Bongart, einer von den getreuen Räthen, welche die Herzogin Jacobea in einem unterthänigsten Schreiben vom 24. Mai 1593, „vor welchen ihrer fürstlichen Person drohenden geheimen Anschlägen" gewarnt und sie auch später ihren Feinden gegenüber

vertheidigt hatten. Dieser Edelmann, ihr Großvater, hatte also nicht nur die unglückliche Fürstin noch persönlich gekannt, sondern er hatte auch das ganze Unglück derselben mit erlebt und war ohne Zweifel mehr wie irgend Jemand geeignet, über deren unglückseliges Ende die Wahrheit zu kennen. Doch höre nun, was die alte Hofdame mir darüber erzählte:

Markgraf Philiberts von Baden-Baden, der am 3. October 1569 in der Schlacht von Montcontour fiel, älteste Tochter aus seiner Ehe mit Mechtildis, der Tochter Herzog Wilhelms IV. von Bayern, war die Prinzessin Jacobea, eine Fürstin von seltener Schönheit, aber fast noch größern Geistesgaben. Sie wurde, da ihre Mutter bereits am 2. October 1565 gestorben war, von ihrem fünften Jahre an in München bei ihrem Großvater erzogen und wuchs daselbst, eine holde Blume an Reiz, Anmuth, zierlicher Sitte und Frömmigkeit, im katholischen Glauben auf, obwohl ihr Vater ein eifriger Protestant gewesen war. An dem Hofe ihres Großvaters befand sich, als die Prinzessin älter geworden, der Erbherr der reichen Grafschaft Manderscheid: Graf Hans Philipp zu Manderscheid, Blankenheimb und Geroltstein. Zwischen beiden entspann sich eine zärtliche Neigung, welcher selbst der Großvater der jungen Markgräfin keine Hindernisse in

den Weg legte, denn es wurden Briefe gewechselt und Minnegedichte hin- und hergetragen. Kurz, es scheint, als ob man nicht abgeneigt gewesen wäre, die beiden Liebesleute zusammen zu geben, denn eine Art von Verlobung fand statt, nach welcher sich Graf Manderscheid auf Reisen nach Frankreich begab.

Unterdessen war Erzherzog Ferdinand von Oesterreich nach München an den Hof gekommen und hatte persönlich angefragt, ob man nicht geneigt wäre, die Prinzessin, im Interesse der Verstärkung der katholischen Partei im bergischen Lande, dem zweiten Sohne Herzog Wilhelms von Berg, dem Prinzen Johann Wilhelm, zur Gemahlin zu geben. Dieser Prinz war geboren am 28. Mai 1562 und zum geistlichen Stande bestimmt gewesen, wurde aber durch den Tod seines ältern Bruders Thronerbe. Er war schwach von Kopf und versprach, wie sein Vater (der erst 1592 blödsinnig starb), ebenfalls dem in seinem Hause erblichen Wahnsinne zu verfallen. Seine Voreltern, die jülich-schen Fürsten, deren oben gedacht wurde, hatten dieses Uebel in die Familie gebracht, und obwohl seitdem ein starker clevischer Herr das Bette der letzten bergisch-limburgisch-jülich'schen Erbtochter Maria bestiegen, war es doch nicht besser geworden.

Johann Wilhelm blieb bis zu Anfange des

Jahres 1585 im geistlichen Stande, dem er nur entsagte, um sich mit Jacobea zu vermählen, nachdem er von seinem Vater in die Regierung der Länder mit aufgenommen war.

Der bayerische Hof hatte die Prinzessin Jacobea, welcher Papst Gregor XIII. in Anerkennung ihrer Frömmigkeit mittelst päpstlichem Breve vom 24. December 1584 die goldene Rose zugesendet, zu dem Jaworte gezwungen. Sie hatte dem Grafen Philipp zu Manderscheid seine Briefe und Minnelieder zurückschicken müssen. Die Schreckensnachricht ereilte ihn auf der Rückreise nach München; er verfiel in Tiefsinn und später in Raserei und starb in der Blüthe der Jahre.

Einige seiner schönen Minnelieder hatten sich jedoch am bergischen Hofe, wo sie von München aus oder durch die Fürstin selbst hingelangt sein mochten, erhalten, und Fräulein von dem Bongart theilte mir das nachstehende wahrhaft rührende Fragment abschriftlich mit. Es sollen die letzten Worte sein, die der arme Graf an seine Geliebte gerichtet:

Gelick als die witte swanen sterfft
Und singt ein drouich liedt:
So moet ick, eylass, vortanne singen
Dit ihn mein verdriet.

O felle doet wilt my nit sparen
Dorstralt my.
So sall ick sein beurydt
Ein pare eins van pyn.

Welches in unserm Deutsch etwa heißt:

Gleichwie der weiße Schwane stirbt
Und singt ein traurig Lied,
So muß ich immer fortan singen
Dies in meinem Schmerz:
O blasser Tod woll' mich nicht schonen,
Vernichte mich.
So werde ich befreit
Mit einem Mal von aller Pein.

Ein anderes Gedicht, welches jedoch bekannter ist, heißt:

U Kelken staet zom singen well gestelt,
Geen nagteghael singt schönder in dat veldt;
Die beste melodie, die ick oit habb gehoert,
Mack U handen beide up allen snaeren soet.

Welches im Hochdeutschen etwa sagen will:

Eure Kehle ist zum Singen wohl gestellt,
Keine Nachtigall singt schöner in dem Feld;
Die schönste Melodie dem Ohre und Gefühl,
Entlocket Eure Hand dem süßen Saitenspiel.

Die arme, hülflose, schon seit ihrer zarten Kindheit verwaiste Prinzessin erlag, wie gesagt, der gefühllosen Zudringlichkeit ihrer Verwandten; von einem glänzenden Gefolge begleitet, reiste die Geopferte ihrer verhängnißvollen Zukunft entgegen und kam, begleitet von ihrer Schwester Maria Salome, deren Gemahl Landgraf Ludwig von Leuchtenberg, und ihrem

Bruder Markgraf Philipp von Baden-Baden am Abend des 14. Juni 1585 auf dem Rhein zu Schiffe in dem bergischen Dorfe Himmelgeist eine kleine Meile oberhalb Düsseldorf an. Dort wurde sie von den Abgesandten des Herzog Wilhelm, Kanzler Niclas van dem Broell und dem Stallmeister Johann von der Horst, begrüßt. Andern Tages, nach eingenommenem Mittagsmahle, ritt der fürstliche Bräutigam in Begleitung von Hofbeamten und vielen Rittern der Braut bis vor Himmelgeist entgegen, empfing sie dort mit großer Feierlichkeit und geleitete sie nach seinem Hoflager zu Düsseldorf, wo das hohe Paar beim Donner des Geschützes, dem Geläute aller Glocken und unter dem lauten Jubel des Volkes seinen Einzug hielt.

Vierte Abtheilung.

Die Ankunft der Herzogin Jakobea in Düsseldorf. Die Prinzessin Sybille. Winand Thomasius. Die Hochzeitstage. Das Werk von Graminäus. Ein Portrait der Herzogin. Die Ohrgehänge. Der Rubin- und Smaragdschmuck. Herzog Wilhelm IV. Sein Tod. Herzog Johann Wilhelm III. De Düvel is im Wammes. Dietrich von Hall. Die Anklage. Der redliche Arzt Dr. Solenander. Der Tod der Herzogin. Der Volksglaube. Die eifersüchtige Kurfürstin. Eine Geistererscheinung. Das Jahr 1597.

Bei ihrer Ankunft im Burghofe ward die Braut von ihrem zukünftigen fürstlichen Schwiegervater, Herzog Wilhelm IV. von Jülich, Cleve und Berg, sowie von der Pfalzgräfin Anna von Neuburg, deren Töchtern und der Prinzessin Sybille, jüngster Tochter des Herzogs, feierlich empfangen. Eine glänzende Versammlung der edelsten Frauen und Fräuleins des Landes wohnte diesem Acte bei. Der alte Herzog, obwohl bereits seit dem Jahre 1566 vom Schlage berührt, schien bei Ansicht seiner schönen zukünftigen

Schwiegertochter neu belebt. Ruhte doch seine männliche Nachkommenschaft nur auf den zwei Augen des Herzogs Johann Wilhelm III., des Bräutigams der stattlichen Prinzessin, deren stolze Erscheinung ihn mit neuen Hoffnungen für einen Erben seiner Krone erfüllte.

Am folgenden Nachmittag vollzog der Scholaster und Canonicus der Collegiatkirche zu Cleve, Winand Thomasius, in der herzoglichen Burgkapelle in Gegenwart aller anwesenden fürstlichen Personen, des hohen Adels, der Räthe und Hofbeamten, unter Trompeten- und Paukenschall mit größtem Prunke den Trauungsact. Diesem Acte wohnten überdies noch Gesandte des Kaisers, des Königs von Spanien, der Kurfürsten von Köln und Trier, des Pfalzgrafen bei Rhein, des Kurfürsten von Sachsen, des Markgrafen von Brandenburg, Herzogs in Preußen, und des Herzogs von Würtemberg bei.

Den ersten hochzeitlichen Tag beschloß nach einem feierlichen Brautmahle ein Hofball im Rittersaal des Schlosses, derselbe Rittersaal, der später bei dem Bombardement von Düsseldorf, im Jahre 1795 so sehr gelitten hat, aber noch immer, sowie ein Theil der Kapelle, in welcher die Herzogin getraut wurde, aufrecht steht. Diese Kapelle befindet sich rechts, seitwärts von

der Steintreppe, die zum großen Gemäldesaal führt, und dient jetzt als Durchgang zum einen Flügel des Akademiegebäudes. Fräulein von dem Bongart versicherte mich, daß diese Stelle ihr von ihrem Großvater als der Ort angegeben worden sei, wo der Trauungsaltar gestanden habe. In meiner Jugendzeit war im rechten Flügel dicht an diesem Chor, welches die ursprüngliche Schloßkapelle gewesen sein soll, ein großer von Säulen getragener Saal, welcher jedoch nichts Kirchliches mehr an sich hatte. Unter Kurfürst Johann Wilhelm wurde die Frühmesse, der Alle, selbst die protestantischen Hofbediensteten, beiwohnen mußten, in der sogenannten italienischen Kapelle gehalten. Dieselbe befand sich an dem großen Eckthurm des Schlosses und reichte durch ihre Bauart nicht bis ins sechszehnte Jahrhundert. Auch ist es namentlich an ersterer Stelle in besagtem Durchgang, wo die Herzogin „umgehen" soll. An der Decke dieses gothischen Kapellfragmentes gewahrt man das in Stein gehauene Wappen von Berg. Doch ich kehre zum Hochzeitsfeste zurück.

Dem Hofballe wohnten außer obengenannten Personen noch ein großer Theil des niederrheinischen Adels bei. Auch Alexander Farnese, Herzog von Parma, der vor Kurzem Bonn entsetzt hatte, fand sich ein, und

tanzte mit der schönen, jungen Herzogin in dem Fackelreigen. Di eser Fackeltanz, der noch jetzt bei manchen ürstlichen Häusern und namentlich im preußischen Kö-nigshause bei keinem Hochzeitsfeste fehlen darf, ist eine Art von Polonaise, von tanzenden Fackelträgern aus den edelsten Familien begleitet.

Der zweite Tag des Festes brachte das Cartell zu einem großen Ringelrennen: am Abend ward ein prachtvolles allegorisches Feuerwerk gegenüber dem Schlosse auf dem Rheine abgebrannt. Den dritten Tag verherrlichte ein maskirtes Ringelrennen zu Pempelfort, an welchem die Fürsten und der zahlreich eingefundene hohe Adel Antheil nahmen; die Damen vertheilten dabei, nach alter ritterlicher Sitte, die Danke. So ging es acht Tage hintereinander mit Turnier, Assaut d'armes, Quintanstechen, Balienstechen und Fußturnier. Den Beschluß macht eine Mummerei (ein maskirter Ball) und andere Kurzweil.

Am nächsten Tage zogen die fürstlichen Personen und die übrigen Gäste nach Hause.

Der Landschreiber Dietrich Graminäus hat in einem seltenen prachtvollen Werke diese Hochzeit beschrieben.

Hole mir, mein liebes Kind, sagte die Großtante, aus dem Schranke das in rothen Sammet gebundene

Buch und laß das Portrait nicht herabfallen, welches darauf liegt.

Das Buch führte den Titel: „Beschreibung der fürstlich-jülich'schen Hochzeit, Köln 1587" und zeigte in schönen Kupferstichen die zu Ehren der Vermählung Jakobea's stattgehabten Festlichkeiten. Sie selbst war darinnen ebenfalls dargestellt in reichen Prachtgewändern, mit einer Halskrause angethan, das Haar von Perlen durchschlungen. Sieh aber auch dieses Bild an, sagte die Großtante und zeigte mir das auf Kupfer gemalte kleine Oelgemälde, welches auf dem Buche gelegen.

Welch ein Gesicht voll Hoheit und Liebreiz erblickte ich. Es waren dieselben Züge, wie die des Kupferstiches, nur feiner, zarter, idealer.

Die Herzogin erschien in ein grünsammetnes Gewand gekleidet, welches am Halse und am Gürtel mit edlen Steinen verziert war. Ihr Haar, welches in braunen Locken um die hohe Stirn herabfiel, war obenauf mit einer kleinen Krone bedeckt, durch welche hinaus sich kleine Löckchen drängten. Dunkle Augen schauten unter schön gewölbten Brauen hervor, und nur der liebliche Mund zeigte einen leisen Zug des Schmerzes. An ihrem Halse trug sie an goldener Kette ein kleines Medaillon von Gold, welches verschlossen war. Das

Medaillon mag das Bild ihres Jugendfreundes Philipp von Manderscheid, verborgen haben, sagte Christiane Höninghaus. Das Gemälde selbst habe ich, gleich wie das Buch im Jahre 1721 bei dem Aussterben eines Zweiges der Familie von Orßbeck an mich gebracht. Man behauptete, die Herzogin habe es einem ihrer Kämmerlinge zum Geschenke gemacht, von welchem später die Rede sein wird. — Wie es an die von Orßbeck gekommen, wußte man mir nicht zu sagen. Du siehst selbst, daß es mit dem Kupferstiche des Werkes im Ganzen übereinstimmt; jedenfalls tritt es demselben bei Weitem näher, wie das lebensgroße Gemälde der Frau Herzogin, welches die hiesige Familie Kustodis besitzt. Es ist eines der wenigen Originalgemälde der unglücklichen Fürstin, die bis auf unsere Zeit gekommen sind. Anders ist es jedoch mit deren Goldschmucke, den die Prinzessin Sybille sich später angeeignet haben soll. Die bohnengroßen ächten Perlen, welche die Ohrgehänge Jakobea's schmückten, erwarben die von Nesselrode und bewahren dieselben in ihrem Familienschmucke. Eine Halskette aus à jour gefaßten Rubinen und Smaragden, welche Edelsteine die Herzogin besonders liebte, besitzt eine meiner Freundinnen mit Namen von Pallandt, und hat solche von einer Zours von Katzenberg ererbt. Diese jetzt ausge-

storbenen Zours von Katzenberg waren damals am Hofe sehr in Gnaden. Doch kehren wir jetzt, sprach die Großtante die Alterthümer bei Seite legend, zu der unglücklichen Herzogin selbst zurück.

Zur Würdigung ihrer höchst tragischen Geschichte, ist es vorab Nothwendigkeit, einigermaßen die Verhältnisse in Betracht zu ziehen, welche die damalige Zeit, die Persönlichkeit dieser Fürstin, ihres Gemahles, des Hofes in Düsseldorf und namentlich auch der Räthe und Landstände betreffen. Jakobea hatte nur halbgezwungen, dem Drängen des Münch'ner Hofes nachgebend, dem an Geist und Körper schwächlichen Herzog Johann Wilhelm III. ihre Hand gegeben. Sie war lebhaft und für alles Edle empfänglich. In jugendlicher Frische, berechtigt zum Genusse der Freuden des Lebens, fand sie in Düsseldorf nichts, was ihren Wünschen entsprechen konnte.

Verfassungsmäßig mußte die Heirath der alten Fürsten von Berg mit den Landständen berathen werden. Unter diesen war ein Theil gegen die Vermählung mit der Markgräfin Jakobea von Baden gewesen. Der alte Herzog Wilhelm IV., Vater ihres Gemahls, war, wie gesagt, fast schon geistesschwach und wurde kurze Zeit nach der Vermählung seines Sohnes gänzlich blödsinnig. Bei ihrem Gemahle aber

entwickelte sich ebenfalls allmälig eine Abwesenheit des Geistes, die bald in Wahnsinn überging, so daß man ihn bewachen mußte.

Mit der Prinzessin Sybille, der einzig unvermählten Schwester desselben, entzweite sie sich bald, da dieselbe höchst intriguant und jähzornig war und bis zu der Ankunft Jakobea's den Hof allein beherrscht und mit Hülfe einiger Räthe ausschließlich das Land regiert hatte. Die Kinderlosigkeit der Ehe und das deßhalb bevorstehende Erlöschen des Mannesstammes des Fürsten, der von Sybillen ausgestreute Verdacht, daß die junge Herzogin noch immer im Geheimen der protestantischen Religion, der ihr Vater Markgraf Philibert zugethan gewesen, anhänge, Alles dies trug dazu bei, der Fürstin bald die Verbindung, zu der sie überredet worden, zu verleiden. Als sie nun während der anhaltenden Krankheit ihres Gemahls anfing, sich um die Regierungsgeschäfte zu bekümmern, da kannte der Zorn der Partei der Prinzessin Sybille keine Grenzen mehr.

Die Herzogin widerstand diesen Intriguen durch ihre energische Haltung und mit Beihülfe einiger ergebenen Räthe, noch mehrere Jahre hindurch. Nachdem aber ihr Schwiegervater, den sie mit großer Aufopferung bis an sein Ende gepflegt hatte, am 6. Ja-

nuar 1592 verstarb, nachdem auch das Leiden ihres Gemahls von Tag zu Tag zunahm, und er sich unter den Worten: „de Düvel is im Wammes"! die von ihr mit Reliquien durchnähten Kleider vom Leibe riß, da gedachte sie daran, das Land zu verlassen und sich zu ihren Verwandten nach Baden oder Bayern zu retten.

Dies paßte aber nicht in den Plan ihrer erbitterten Gegner, des Kanzler Niclas van dem Broell, des Marschall Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, und der Uebrigen, welche mit der Prinzeß Sybille ihren Untergang beschlossen hatten. Sie fürchteten, daß die Herzogthümer sodann unter Administration gestellt werden würden, und sannen daher um jeden Preis das Regiment an sich zu reißen.

Die Herzogin Jakobea hatte seit dem Tage ihrer Vermählung zwar im Ganzen ein höchst gemäßigtes und anständiges Verhalten beobachtet, jedoch zuweilen, namentlich im Anfange, wo sie jung und lebenslustig war, die strenge Hofetikette aus den Augen gesetzt.

Seit dem Erscheinen des jungen Dietrich von Hall zu Uphofen (einem Edelsitze bei Düsseldorf), der Vasalle ihres Gemahls war, und dessen Vorstellung bei Hofe etwa in das fünfte Jahr ihres Ehestandes fiel, hatte sie diesen Cavalier, einen überaus schönen Mann, zwar merklich ausgezeichnet, ohne jedoch irgend

Ursache zu haben, darüber zu erröthen. Es war dieses Verhältniß, wie alle zu jener Zeit am Hofe bekannten vorurtheilslosen Personen bezeugten, durchaus in den Grenzen des Anstandes geblieben. Dietrich von Hall war, wie gesagt, ein sehr schöner, hochgewachsener Mann. Wie Fräulein von dem Bongart behauptete, so hätte er dunkle Augen und dabei hellblondes Haar, „wie ein Schwede", gehabt, zu welcher Aehnlichkeit der fast gelbe Schnur- und Knebelbart nicht wenig beitrug. Er hatte in Frankreich unter Heinrich IV. gedient, wurde kurz nach seiner Rückkehr von dorten Kämmerling und versah Stallmeisterdienst. In dieser Eigenschaft begleitete er die Herzogin auf ihren Spazierritten nur noch von ihrem Ehrenfräulein und einem Diener begleitet.

Darauf sich stützend und zu allerlei Erdichtungen und Lügen ihre Zuflucht nehmend, ihr aber schlau den Schein der Wahrheit gebend, erhob die Prinzessin Sybille am 23. Januar 1595 auf dem allgemeinen Landtage des Herzogthums eine in neunzig Artikeln abgefaßte Beschwerdeschrift gegen die Herzogin Jakobea und sandte dieselbe ebenfalls an Kaiser Rudolph II., mit der Bitte um Untersuchung und Bestrafung der Angeklagten.

Im Wesentlichsten ward der Herzogin in diesen Artikeln vorgeworfen:

1. Sie habe vor ihrer Vermählung mit dem Grafen von Manderscheid in einem Liebesverhältnisse gelebt, zärtliche Briefe mit ihm gewechselt und sich heimlich mit ihm verlobt.

2. Sie habe den besagten Grafen dermaßen bezaubert, daß er auf seinen Reisen in Frankreich aus Liebe den Verstand verloren.

3. Sie habe den verstorbenen Herzog Wilhelm IV., den Vater ihres Gemahls, mit Verachtung behandelt;

4. den Schalksnarren Martin zierlich kleiden lassen und in besonderer Affection gehabt;

5. sich mit Maskeraden und Banquetten und anderer Kurzweil erlustigt und die Prinzessin Sybille davon ausgeschlossen, überhaupt das üppigste Leben geführt.

6. Sie habe ihrem Gemahl, dem Herzog, von ihrem eigenen Blute mit geweihten Hostien eingegeben, auch Zettel mit mancherlei seltsamen Charakteren in seine Kleider einnähen lassen und durch Zaubereien dieser Art des Herzogs Blödsinn verursacht und verstärkt.

7. Durch das Beispiel der Herzogin Jakobea sei große Sittenverderbniß am Hofe eingerissen.

8. Sie habe mit dem Kämmerlinge Dietrich von Hall in einem vertrauten Verhältniß gestanden, im Mai 1594 dessen Mutter einen Demantring im Werth von hundert bergischen Reichsthalern mit dem Befehl übersendet, ihrem Sohn diesen Ring bis zu seiner dereinstigen Vermählung als ein Geschenk für seine zukünftige Braut aufzubewahren. Ferner habe sie ihm selbst ein großes goldenes Medaillon, ihr Portrait, mit fünfundsiebenzig Rubinen, acht Diamanten und vier Perlen besetzt, zum Geschenk gemacht, und endlich seiner Mutter noch ein Kleinod mit Rubinen und Smaragden und 200 Goldgulden zugeschickt.

Mit dem Portrait und dem Kleinod sollte es wirklich, wie die Großtante von der alten Hofdame gehört hatte, seine Richtigkeit gehabt haben. Ersteres war das Bild, welches durch die von Orßbeck, jedoch ohne die kostbare Einfassung, an Madame Christiana Höninghaus gekommen, und letzteres der Schmuck, den Fräulein von Pallandt noch besaß.

In den übrigen Artikeln war der Zeugnisse und Aussagen gegen Jakobea gedacht, und schließlich erklärte die jungfräuliche, damals schon zweiunddreißigjährige Prinzessin Sybille, daß sie sich selbst durch eine in der Decke des Wohnzimmers angebrachte Oeff-

nung von den Vertraulichkeiten des Kämmerlings von Hall mit der Herzogin überzeugt habe.

Kaiser Rudolph II. sandte auf diese schmachvolle Schandschrift, auf dies Gewebe von Lügen hin, eine kaiserliche Commission nach Düsseldorf, welche am 27. April 1595 dort eintraf und aus dem kaiserlichen Reichshofrathe von Haimb und dem Appellationsrath Daniel Printz von Buchau bestand.

Man schritt alsbald zur Zusammensetzung des Gerichts und zum Verhör. Einstweilen ließ man jedoch die Herzogin Jakobea noch ungefährdet in den bis dahin bewohnten Gemächern. Die Anhänger der Prinzessin Sybille unterzeichneten indeß eine geheime Urkunde, nach welcher dieselben: Schenkern, Broell u. s. w. sich verpflichteten, „Leib, Gut und Blut aufzusetzen", um die Anklage derselben zu unterstützen und zu vertreten. Die redlichen Freunde der Herzogin: der von Broell verdrängte ehemalige herzogliche Kanzler von Orßbeck, der Landhofmeister von dem Bongart, die Räthe Leeradt, Pallandt, Pütz u. s. w., mußten beim Beginn dieses empörenden Processes Düsseldorf verlassen: es sah sich also die unglückliche Fürstin allein und hülflos, ganz in der Gewalt ihrer Feinde. Die Vorgenannten reichten zwar Protestationen und Eingaben zu Gunsten der Herzogin

ein: dieselben blieben jedoch unberücksichtigt und unbeantwortet.

Einer der Commissarien, Daniel Printz, scheint trotzdem den Feinden zu unparteiisch gehandelt und die Herzogin gegen ihre Verfolger in etwas geschützt zu haben. Man suchte ihn zu entfernen und wußte es am Hofe von Wien so einzuleiten, daß er abberufen wurde. Nach seiner Abreise hatte man freien Spielraum und die Prinzessin Sybille ließ, nachdem sie sich mit ihren Creaturen gänzlich der Regierung bemächtigt, die Herzogin am 9. August 1595 in dieselbe Kammer sperren, in welcher deren rasender Gemahl früher eingekerkert gewesen war.

In diesem Kerker schrieb die unglückliche Fürstin ihre Vertheidigungsschrift, und es gelang ihr, dieselbe durch Vermittlung ihrer Anverwandten unterm 30. Juni 1596 an das kaiserliche Hoflager zu Prag senden zu können. Diese Schrift umfaßte im Ganzen hundertundzwanzig Folioblätter, deren Sprache so einfach, rührend und überzeugend war, daß Jeder von ihrer Unschuld durchdrungen wurde. Diese Vertheidigung war die Ursache, daß der kaiserliche Hof sich zu keinem Urtheil gegen Jakobea entschied, und also die Aussicht auf eine Administration der Herzogthümer durch die Partei der Prinzessin stets bedrohte.

Um dem ein Ende zu machen, entschloß sich dieselbe rasch zu handeln. Bereits im Januar des vorhergehenden Jahres hatte man den Versuch gemacht, die Herzogin mittelst Beihülfe des Leibarztes Dr. Solenander durch Gift aus der Welt zu schaffen. Der redliche Mann hatte aus Büderich am 6. Januar 1595 an den Hofmarschall von Waldenfels Folgendes auf diese Zumuthung geantwortet:

„Des Herrn Kanzlers und einige Räthe funestum consilium ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit; die Herzogin ist noch nicht gehöriger Maßen verurtheilt; einen aber mit dergleichen Trank oder Süpplein hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als Jemand mit dem Schwert tödten lassen.

„Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich sein und meiner bisher von Gott reichlich gesegneten Kunst, solchen gräulichen Schandfleck anhangen und aus einem Hofapotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Teutschen bisher solche schädliche Künste vor ein großes Bubenstück gehalten, Gott verhüte, daß dergleichen welsche Pratiquen, ja nicht bei uns eingeführet und wir dadurch bei der Christenheit infam gemacht werden; denn ob die Herzogin Jakobea zum Tode, nach rechtmäßiger Ueberweisung verdammt, ist

mir ganz unwissend, ich habe von keinem Urtheil gehört, viel weniger etwas gesehen, werde mich auch die übrigen wenigen Tage meines Lebens hierzu nicht bereden lassen. Data est Medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad internecionem.“

Der Hofmarschall antwortete dem biederen Arzte unter Anderm.

„Wenn ich euer Schreiben dem Collegio der Herren Räthe gezeiget, würdet ihr in große Ungelegenheit gerathen sein; weil ich euch aber von vielen Jahren her gekannt und aufrichtig befunden, so habe ich euch hierunter verschonet, vermahne euch aber ernstlich ihr wollet hiervon keine Rede auskommen, noch euch der Sachen im geringsten merken lassen, sondern so lieb euch das Leben selbst ist, alles in höchster Verschwiegenheit halten, denn von Niemanden als euch nur, kann hiervon etwas auskommen und man würde euch gewaltig nachtrachten, wo ihr euch im geringsten verlaufen, oder etwas propaliren würdet.

„Erinnert euch selbst hierbei, daß man der Fürsten Heimlichkeiten verschweigen soll; ihr sollt weiter in dieser Sache nicht angesprochen werden, wenn ihr nur schweigen könnt und euch selbsten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird diese Sache von hochgelehrten und verständigen Leuten geführet, die auch wohl wissen

und reiflich erwägen, was nützlich und gut ist. Nehmt eure Reden wohl in Acht und glaubet frei, daß dieses eine Sache sei, daran viel hängt und wovon nicht ein jeder urtheilen kann. Lebet wohl und zerreißt das Schreiben angesichts; ich habe mehrer Sicherheit halben meinen Jungen mitreiten lassen, der euch mein Schreiben selbst einhändigen soll u. s. w."

Da dies also nicht gelungen war, entschloß sich die Partei, wie gesagt, das Aeußerste zu wagen:

Am Abend des 2. Septembers 1597 begab sich Jakobea in blühender, selbst durch die Leiden einer langen, peinlichen Gefangenschaft, ungeschwächten Gesundheit zur Ruhe — um nicht wieder zu erwachen. Man fand am Morgen die Fürstin (in ihrem neununddreißigsten Jahre) entseelt im Bette.

Das Volk und die mit den Verhältnissen Vertrauten bezüchtigten die Prinzessin Sybille des Mordes. Man war genöthigt, Protocolle darüber aufnehmen zu lassen, daß sie nicht „an Gift gestorben sei". Am 10. September wurde der einbalsamirte Leichnam der Herzogin Jakobea, ohne großes Gepränge, in einer gewölbten Gruft in der Kreuzbrüderkirche zu Düsseldorf beigesetzt. Sogar im Tode gönnten ihr ihre Feinde nicht Raum in der Gruft des herzoglichen Hauses, welche sich seit Wilhelm IV. Tode in der St. Lambertuskirche befand.

In ganz Deutschland und in den Nachbarstaaten hatte sich die Ueberzeugung von der Unschuld und die Vermuthung einer gewaltsamen Todesart der Herzogin allgemein verbreitet. Prinzessin Sybille und Schenkern sammt seinem Anhange wurden schon damals in Spottgedichten höchst beißenden Inhalts als falsche Ankläger der unglücklichen Fürstin hingestellt. Man sah sich daher genöthigt, „dem unrühmlichen Geschrei und den Pasquillen", wie sich die Jülichschen und Bergischen Räthe in einem Actenstücke vom 31. August 1600 selbst äußern, durch verschiedene Mittel zu begegnen. Man verbreitete nämlich unter der Hand im tiefsten Geheimniß: die Herzogin sei auf Befehl der kaiserlichen Commissarien durch einen von Mannheim mit verbundenen Augen herbeigeholten Scharfrichter Alexander, dem man erst am Orte der Hinrichtung die Binde von den Augen gelöst, enthauptet worden.

Durch diese von der Prinzessin Sybille ergebenen Räthen vorsichtig verbreitete Lüge ist die Sage über diese Todesart der Herzogin entstanden, welche in Düsseldorf und dem Lande Berg noch verbreitet ist. Die Wahrheit aber ist, daß die unglückliche Fürstin auf Anstiften der Verschworenen, man weiß nicht von wem, im Bett und wahrscheinlich im Schlafe strangulirt worden ist.

Der in die Geheimnisse jener Zeit ganz eingeweihte, und in die wichtigeren Ereignisse selbst mit verwickelte Herr von Rheyd (Reidanus) spricht in seinem klassischen Werke: Belgarum aliarumque gentium Annales 1633, sehr offen aus: „daß sie unversehens und nächtlicher Weile mit einem Stricke auf Befehl der Räthe (der Partei von Schenkern und Broell) erdrosselt worden.“ Er fügt noch hinzu: „An beiden Seiten der Kehle zeigten sich Spuren des Strickes“.

Die oben erwähnten Protocolle sprechen nur davon, daß der Körper der Herzogin „inwendig“ gesund befunden. Die Partei der Prinzessin wußte auf diese Art den wahren Sachverhalt zu bemänteln, der nur den Eingeweihtesten bekannt wurde.

Zu gleicher Zeit setzte man alles in Bewegung um des Kämmerlings von Hall, der sich bei der Einkerkerung der Herzogin geflüchtet hatte, habhaft zu werden, was auch im Januar 1599 gelang. Man bot ihm Freiheit und eine große Geldsumme, wenn er das Bekenntniß des ihm schuld gegebenen, unerlaubten Umganges mit der verstorbenen Herzogin Jakobea ablege. Er verweigerte es. Darauf machte die Partei des Marschalls Schenkern den Antrag, „dem von Hall hausto veneno oder sonsten heimlich hinzuhelfen.“ Dies ward jedoch in einem Schreiben von den clevischen

Räthen am 18. September 1599 mit Abscheu verworfen. Der Kaiser erließ von diesem Treiben unterrichtet, einen strengen Befehl „diese gehässige Angelegenheit durchaus nicht länger zu verfolgen." Von Hall mußte Urphede schwören, um nach Amerika ziehen zu dürfen. In letzterem Welttheile soll er nach den Aeußerungen seiner Mutter, die er trotzdem im Jahre 1622 noch einmal besuchte, auch verstorben sein.

Jakobea's Geschichte wurde bis zu unserer Zeit in den Herzogthümern Jülich, Cleve und Berg als ein großes Staatsgeheimniß betrachtet. Natürlich war, daß das Volk viel darüber fabelte. Man wollte sie zuweilen Nachts um ein Uhr im Eckthurme des Schlosses im Todtenkleide am Fenster haben stehen sehen. Andere behaupteten, sie schreite durch die langen Gänge um Mitternacht ihren Kopf vor sich her tragend. Die verbreitetste Sage aber war die, daß sie vom Rittersaale aus, wo das Portrait ihres Gemahls in die Wand eingefügt war, zuweilen durch die Gänge schwebend, die Stelle aufsuche, an welcher sie demselben angetraut worden war. Es war dies die alte Kapelle, welche vom Schlosse als Durchgang zu den Galleriesälen und zu den Gemächern der Hofdamen führte, die neben dem unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm erbauten Ballspielhause sich befanden.

Meine erhabene Gebieterin, die Frau Kurfürstin Maria Anna Luise, die letzte aus dem glorreichen Stamme der Medicis, war wenig abergläubisch, setzte Christiane Höninghaus hinzu. Aber sie war sehr eifersüchtig auf ihren Gemahl und belauschte denselben oft, wenn er Nachts im Schlosse umherstieg. Einmal, ich glaube es war im Jahre 1710 oder 1711, weckte mich ihre Klingel um zwei Uhr Morgens aus dem Schlafe. Da die Fürstin sehr oft an Migräne litt, so überraschte mich dies nicht. Ich warf ein Gewand über und eilte zu meiner Gebieterin, welche ich gänzlich angekleidet und mit bleichen, entstellten Zügen auf dem Bette sitzend fand.

„Sieh zu, Christiane, ob uns Niemand belauscht", waren ihre ersten Worte. Ich schloß sorgsam die Thüren des Vor- und Schlafzimmers, verriegelte die Pforte des schmalen Ganges, der zu den Zimmern ihres Gemahls führte und rieb sodann die Schläfen der ganz erschöpften Frau mit Lavendelwasser ein, während dieselbe mit leiser Stimme mir Nachstehendes erzählte:

„Ich hatte, wie so oft, keine Neigung mich zu Bette zu begeben, und schrieb an einem Briefe für Johann Gaston, meinen Herrn Bruder in Florenz. Es mochte ungefähr ein Uhr sein, da glaubte ich auf

dem Corridor Männertritte zu vernehmen. Leise erhob ich mich und gewahrte, kaum auf den Gang getreten, eine Gestalt, welche ich für die meines Gatten hielt. Ich folgte derselben von ferne bis in die alte Kapelle, von wo aus die Treppen abwärts zu den Galleriesälen und zu den Gemächern der Hofdamen gehen. Fürchtend jedoch, der Herr, welcher auf der Treppe still stand, möge umkehren, verbarg ich mich hinter den großen Vorhang, welcher die Kapellfenster bedeckt. Plötzlich vernahm ich von der entgegengesetzten Seite, vom Rittersaale her, leise Schritte, und gewahrte bald in meiner Nähe eine ganz in weiße Gewänder gehüllte Frauengestalt, welche langsam „heranzuschweben" schien. Dieselbe trug ein Kleid, dessen Schnitt vor ungefähr hundertfünfzig Jahren modern gewesen sein mag. Eine Spitzenkrause mit vielen kleinen Falten und einen Spenzer mit langer, spitzer Schneppe. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn es war mit einem Schleier verhüllt, welcher große dunkle Flecken, wie von geronnenem Blute zeigte. Derselbe flatterte vom Nachtwind, der durch ein Gangfenster zog, bewegt hin und her.

Ich muß dir sagen, liebe Christiane, daß ich bei diesem Gesicht etwas Furcht bekam. Aber ich ermannte mich und wollte die Gestalt eben anreden, als ich dieselbe nach der Stelle hin, wo früher der Altar

gestanden, eine tiefe Verbeugung machen und den Rückweg antreten sah. Neugierig schlich ich leise hinter ihr her, aber denke dir, sie verschwand plötzlich — in der Wand. Ja, in der Wand des Ganges, der an den Rittersaal stößt, ist sie verschwunden, und mich hat die Furcht und Angst krank gemacht."

Bei dieser Erzählung bebte meine Fürstin an allen Gliedern, ließ sich geduldig auskleiden, wie ein Kind zu Bette legen und sagte endlich mit einer Stimme, der man die Qual des eifersüchtigen Herzens anmerkte:

„Nun weiß ich immer noch nicht, wer der Herr war, den ich zuerst verfolgte!"

Andern Tages sah eine der Ehrendamen der Frau Kurfürstin gerade so aus, als ob sie nicht recht ausgeschlafen habe. Meine arme gute Herrin bemerkte es nicht, denn sie lag vom Fieber geschüttelt im Bette. Ich selbst schritt mit dem Lakaien Bauer zur Untersuchung der Wand, wo die weibliche Nachtgestalt verschwunden sein sollte. Wir fanden dort unter der Tapete des Rittersaales zwar keine geheime, wohl aber eine ganz mit Quadersteinen vermauerte Thür, deren einer die Jahreszahl 1597 trug. Dies war, wie oben gesagt, das Todesjahr der unglücklichen Herzogin Jakobea.

Fünfte Abtheilung.

Der Pastor Clemens Sylvanus. Mehr Gans, wie Adler. Das uralte Wappen von Berg. Die Herzogin Antoinette von Lothringen. Die verfehlte Heiligthumsfahrt. Ein Herz und eine Seele. Das Portrait der Herzogin in München. Die Possedirenden und die Prätendirenden. Die Prinzessin Maria Eleonore. Der wahnsinnige Herzog von Preußen. Herr von Wachtendonk. Un havresac plein d'historiettes. Ein Gedicht der Königin Margaretha von Valois.

Wenn ich nach solchen Erzählungen, fuhr die Großmutter fort, wieder in unser stilles Pensionat zu den Demoiselles Klein zurückkam, träumte ich von nichts, wie von Herzögen und Herzoginnen, von Pagen, Rittern und einem ganzen Hofstaate. Im Herzen sehnte ich mich danach, auch einmal wie meine Ahnherrn einem fürstlichen Hofe zu dienen. Aber die alten Herzöge, Pfalzgrafen und Kurfürsten waren ausgestorben, und die Sulzbacher, wie Christiane Höninghaus den Kurfürsten Karl Theodor und sein Haus nannte,

wußten wenig oder gar nichts von uns. Der Allmächtige hat es denn auch in seiner Weisheit anders beschlossen. Ich bin statt eine fürstliche Kammerfrau oder Gesellschafterin zu werden, schon früh die glückliche Gattin deines braven Großvaters geworden. Doch kehren wir jetzt zum Pensionate zurück. Fräulein van der Leyen wunderte sich oft, wie ich nur so alle Sonn- und Festtage bei der alten Großtante verweilen könnte und meinte, daß müsse sehr langweilig sein. Sie für ihr Theil höre Vormittags und Nachmittags eine vernünftige Predigt und lese Abends in der Postille, das tödte doch jedenfalls besser das Fleisch und sei demüthiger vor dem Herrn, als einer alten Dame Gesellschaft zu halten, die an dem verderbten katholischen Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelms gelebt habe und da unmöglich „rein und schuldlos“ geblieben sei. Als ich das Fräulein darauf mit lächelndem Munde ansah, wurde sie immer leidenschaftlicher, brachte einen großen Folianten herbei und rief aus: Dies sind die Predigten des berühmten Pastors Clemens Sylvanus aus Rade vorm Walde, welcher ein Freund des Vaters meines seligen Urgroßvaters war. Das ist die Wahrheit und das Leben und das wahre Wort des Herrn und alles Andere ist eitel Trug und Lug. — Ich erfuhr später, daß dieser Pastor ein davon gelaufener Kaplan

der Matenaer Kirche zu Wesel gewesen, welcher seiner Zeit in Westphalen und im Clevischen viel Unheil durch seine Schriften und Predigten gestiftet, bis er endlich an einer schrecklichen Krankheit gestorben war. Er hatte nämlich auf dem ganzen Körper kleine schwarze Flecke bekommen, welche geronnenes Blut enthielten und sich gewaltsam öffneten, woran er dann elendiglich verstarb. Natürlich sollten die Katholiken ihn vergiftet haben!

Als ich am nächsten Sonntage der Großtante mittheilte, was Fräulein van der Leyen, die ihr von Ansehen bekannt war, vermeinte, lächelte sie und sagte, auf deren sonst nicht unschönes Aeußere und ihre übrige Beschränktheit anspielend in französischer Sprache, die sie meisterhaft zu reden verstand: elle tient beaucoup moins de l'aigle que de l'oie. Dann lächelte sie und sprach zu mir: Liebe Anna, soll ich dir trotzdem wieder Hofgeschichten erzählen? Ich bat die gute Dame inständigst dies doch jedenfalls zu thun, und sie begann:

Am letzten Sonntage habe ich mehr als ein Jahrhundert übersprungen, indem ich von der Herzogin Jakobea, gleich auf meine allerdurchlauchtigste Herrin zu reden kam. Ich wollte dir die weitere Geschichte des Herzogs Johann Wilhelm und seiner Nachfolger nach den mündlichen Erzählungen des Hoffräuleins von dem

Bongart und Anderer berichten und sprang plötzlich bei Erinnerung an all die Geistergeschichten, die ich erfahren habe, in mein eigenes viel bewegtes Leben über. Heute will ich aber meinen Fehler wieder gut machen, indem ich dir wieder Geschichten verkünde, die ich selbst von gedachter Dame vernommen. Gieb mir aber dort aus der flachen Schublade des Schrankes die kleine Mappe von rothem Maroquin, mit dem in Gold gepreßten uralten Wappen des Herzogthums Berg: der weißen Rose. Die durchlauchtigste Kurfürstin, meine erhabene Gebieterin, hat mir dieselbe im Jahre 1715 zum Geschenk gemacht, weil ich schon damals bergische Geschichten, Portraits unserer Regenten und andere Merkwürdigkeiten sammelte.

Das elegante Buch zeigte, außer dem Wappen, noch den Wahlspruch der alten Grafen:

Du böst wiet und ohne Plecken,
Bruckst vor Nömes uttotrecken!

Was etwa im Hochdeutschen sagen würde:

Ohne Flecken, stolzes Zeichen,
Brauchst Du Niemand auszuweichen!

Adolph VI. von Berg, verwandelte dieses schöne Wappen, weil der Graf von Isenburg aus dem bergischen Hause es durch den Mord des Erzbischofs Engelbert von Köln entehrt hatte, in einen mit

blauer Krone geschmückten Löwen im silbernen Felde, dem jetzigen Wappen von Berg. Schon die getreuen Brüder Eberhard und Adolph sollen die Rose geführt haben und die geheimnißvolle Todesrose, welche in unserm Herrscherhause eigenthümlich ist, hängt wohl damit zusammen.

Doch sieh jetzt das Portrait der Herzogin Antoinette von Lothringen an, sprach die Großtante und schlug das Buch auf. Sieh diese strengen, kalten herzlosen Züge! Das war die Nachfolgerin der unglückseligen Herzogin Jakobea, die zweite Gemahlin Johann Wilhelms, die er nach sehr kurzem Wittwenstande am 20. Juni des Jahres 1599 ehlichte. Die Räthe hatten ihn gleichsam zu dieser Ehe gezwungen, in der Hoffnung dem Lande Erben zu erwecken.

Der Hofmarschall Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, eben derselbe, welcher die Herzogin Jakobea hatte vergiften lassen wollen, war deßhalb in Nancy gewesen, dort aber nicht sehr gut traktirt worden. Er war besonders seit dem Tode der Herzogin sehr verhaßt am ganzen Rheinstrom und wurde offen der Ermordung derselben bezüchtigt. In Cöln hatte man ihn als fürstlichen Todtschläger in effigie auf dem Marktplatze verbrannt. Auch ward es als ein Zeichen des Himmels angesehen, als kurz

nach dem Tode der Jakobea der Blitz sämmtliche in Glas gemalte Wappen der Schenkern in der Karthause bei Jülich, wo sie ihr Erbbegräbniß hatten, zertrümmerte.

Als die neue Herzogin mit einem wohlgewählten Häuflein von Edelleuten, Reisigen und Knechten, begleitet von ihrem Bruder, dem Prinzen von Baudemont, in Düsseldorf angekommen, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als sich mit List und Gewalt des Regimentes zu bemächtigen, was ihr auch höchlich gelang. Sie setzte bald nach Willkühr ein und ab und verfuhr mit den Landständen, welche keine Gelder bewilligen und ihr nicht gehorchen wollten, höchst unglimpflich. Dazu begann sie ihre Regierungsgeschäfte, durch die Marschälle Neßelrad und Reuschenberg, den Kammermeister Leeradt, den Haushofmeister von Palandt und Werner von dem Bongart angetrieben, mit dem Sturze der Schenkern'schen Partei, an welcher sie ihre unglückliche Vorfahrin rächte. Ihrem Gemahl wußte sie jedoch so fein zu behandeln, daß derselbe, wenn auch nicht viel besser, wenigstens nicht schlimmer wurde. Als Schenkern die Schlüssel der Festung Jülich ihr nicht gutwillig ausliefern wollte, rückte sie in Person mit einem kleinen Kriegsheere vor dieselbe und wich nicht eher bis sie sich ergeben, bekam jedoch Schenkern, der mit vieler Noth sammt seinen

Schätzen sich geflüchtet hatte, nicht in die Hand. Ja noch mehr, sie entsann sogar den Plan die Stadt Aachen, welche mit den bergischen Herzögen seit langen Jahren in kleiner Fehde war, durch List zu nehmen.

Unter dem Vorwande die großen Heiligthümer des Aachener Domes einsehen zu wollen, erhob sie sich von Düsseldorf, begleitet von ihrem Bruder, dem Prinzen von Vaudemont und zweihundert Reitern und Knechten. Die Bürger von Aachen, Arges ahnend, wollten sie mit diesem großen Haufen nicht einlassen, aber die Reiter drangen mit Gewalt vor und es kam zu einem Gefechte, welches damit endete, daß die Herzogin und ihr Gefolge den Kürzeren zog und ungesäumt nach Düsseldorf heimkehren mußte.

Nicht allein, daß die Herzogin Antoinette in die Regierung Ordnung und Kraft hineinbrachte, sie war auch so schlau und vermitttlte im Jahre 1606 die Heirath der bereits mehr als vierzigjährigen Prinzessin Sybille mit dem Markgrafen Karl von Burgau, dem Sohne der schönen Philippine Welser, und ward somit diesen bösen Dämon ihrer Vorgängerin los. Trotz der Einsprache der Landstände ließ sie sich in demselben Jahre von ihnen noch zur Mitregentin ernennen und schaltete und waltete nun nach Herzenslust. Ihre Herrschaft sollte jedoch nicht von sehr langer

Dauer sein, denn ihr Gemahl segnete schon am 25. März des Jahres 1609 das Zeitliche, ohne Kinder mit ihr erweckt zu haben.

Als der Herzog verschieden, schreibt ein berühmter Schriftsteller jener Zeit, hat seine Gemahlin keine Thräne vergossen. Sie hat gesackt und gepackt und ist alsbald von dannen gezogen, während Ihres Gemahls Körper noch über der Erden gestanden.

Du mußt, sprach Christiane Höninghaus, dir das lebensgroße Oelbild dieser Fürstin, wonach die vorliegende Bleistiftzeichnung skizzirt ist, einmal ansehen, wenn du, so wie ich, nach München kommen solltest. Sie war durch Renate von Lothringen, des trefflichen Herzog Wilhelm V. von Bayern traute Gemahlin, von der es heißt: Erat illi semper cum marito cor unum et anima una, dem bayerischen Fürstenhause nahe verwandt. Die Herzogin Renate aber, welche mit ihrem Gemahle „ein Herz und eine Seele" gewesen sein soll, war sanft und fromm, ohne Ehrgeiz und ohne Stolz und suchte nur in der Häuslichkeit ihr Glück. Die Prinzessin Antoinette von Lothringen hingegen war von Jugend auf stolz, ehrgeizig und herrschbegierig gewesen und hatte dies als Herzogin von Jülich, Cleve und Berg bethätigt. Dieser Charakter spricht sich auch in ihrem Portraite aus. Das

Bild hängt in einem der Gänge der Hofburg und trägt die Inschrift: Antoinetta Ducissa Cleviae et Montium.*)

Es entstand nun, mein geliebtes Kind, sprach die Großtante, der berühmte unglückliche Erbfolgestreit um unsere schönen bergischen Lande, welche eine Menge höchster und hoher Herren beanspruchten und ihre Rechte daran zu begründen versuchten. Zu weit würde es mich führen, wenn ich alle Bewerber dir einzeln nennen und ihre Ansprüche detailliren wollte. Brandenburg und Neuburg, Birckenfeld und Burgau waren die hauptsächlichsten. Die vorgeblichen Rechte der Herzöge von Bouillon und des Grafen von der Mark u. s. w., so wie die sächsischen Ansprüche,

*) Meine gute Großmuter hat dies Portrait nie gesehen, denn sie kam nie nach München. Ihre weiteste Reise war Mannheim, wo sie ihren geliebten Landesherrn, den Kurfürsten Karl Theodor und seinen Hof sah. Ich selbst aber sah dieses Bildniß oft, wenn ich in meiner früheren Eigenschaft als bayerischer Offizier à la suite bei Hofe aufwartete oder sonst in die Residenz kam. Das Gemälde befand sich bis vor Kurzem in einem der Gänge, welche zu den Gemächern führen, die Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold vormals bewohnt hat. Aus dunklem Rahmen und aus dunkler Kapuze mit nonnenhaftem Gewande blickte das bleiche, strenge Antlitz dieser Fürstin. Wenn ich vorüberschritt gemahnte es mich, als ob ich die Kniee vor dieser Lothringerin beugen müsse, denn sie war ja des letzten Herzogs aus altem bergischen Stamme stolzes Gemahl. A. d. V.

kamen fast nicht in Frage. Ich will dir daher einfach nur von den „Possedirenden" sprechen. Also nannte man im Gegensatz zu den „Prätendirenden" die Fürsten von Brandenburg und Neuburg, welche gleich nach Johann Wilhelms Tode von unserm Stammlande Besitz ergriffen hatten und sich durch Kraft und Klugheit auch darin zu behaupten wußten. Freilich kostete dies mannigfache Kämpfe, und es wurden die herrlichen Länder darob verwüstet, gebrandschatzt, zertheilt und zerrissen. Aber Berg bekam wieder seinen eigenen Herzog, einen Fürsten, der schon im Gesichte die Züge der alten Herren trug und dessen Mutter die Schwester unseres Johann Wilhelm, des letzten Fürsten vom alten Stamme war. Doch höre nun, wie sich Alles begab:

Maria Eleonore, die älteste Schwester Johann Wilhelms, welche am 26. Juni 1550 geboren war, hatte sich am 14. October 1573 mit Albrecht Friedrich von Brandenbnrg, Herzog von Preußen vermählt. In dem vom Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. bestätigten Ehevertrag hieß es: Daß bei Abgang männlicher Erben im herzoglichen Hause von Berg alle Länder desselben an diese Fürstin, ihren Gemahl und ihre Leibeserben fallen und vererbt werden sollten. Der Herzog von Preußen

aber müsse, sodann jeder Schwester 25,000 Reichsthaler und auch denselben zusammen noch 200,000 Reichsthaler Entschädigung zahlen.

Die Prinzessin Maria Eleonore war ein überaus schönes Mädchen und von einem so hohen Adel des Geistes, daß sie zur höchsten Fürstenkrone berechtigt erschien. Ihr Gemahl, Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, dagegen war schwachsinnig und dieser Schwachsinn artete zuweilen in wahre Wuth aus. Man hatte dies sowohl ihrem Vater, Herzog Wilhelm, als auch der Prinzessin zu verheimlichen gewußt. Erst auf der Reise nach Königsberg, wo die Hochzeit gehalten werden sollte, erfuhren sie es. Da sprach Maria Eleonore zu dem Ueberbringer dieser traurigen Nachricht die edelmüthigen Worte: „Wir fühlen uns durch diesen Umstand um so inniger verpflichtet, unserm angelobten Bräutigam das Wort zu halten.“ Und sie hielt es auch im wahren Sinne einer christlichen Hausfrau. Sie war fromm, hold und tugendsam. Man hatte ihren Gemahl, der erst einundzwanzig Jahre alt, zu dem Beilager förmlich zwingen müssen; er war aber seitdem so verliebt in sie, daß er ihr fast bei jedem Anlaß die rosigen Fingerspitzen küßte und sich überhaupt von ihr wie ein Kind leiten ließ. Eine einzige Tochter: Anna, war die Frucht dieser Ehe. Diese aber hatte der Kur-

fürst Johann Siegismund von Brandenburg schon in zarter Jugendblüthe zur Gemahlin genommen, und von ihm und ihr stammen alle erlauchten Hohenzollern ab, welche eigentlich und strenge genommen allein die rechtmäßigen Erben von Jülich, Cleve und Berg waren und noch sind.

Die Herzogin Marie Eleonore von Preußen starb bereits im Jahre 1608, also ein Jahr vor ihrem Bruder. Darauf und auf einen Artikel ihrer Ehepakten fußend, erhob die Herzogin Anna von Pfalz-Neuburg, welche am 1. März 1552 geboren war und am 27. September 1574 den Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher, geheirathet hatte, ebenfalls Ansprüche auf die ganze Erbschaft. Außerdem prätendirten, wie oben gesagt, die beiden andern Schwestern des verstorbenen Herzogs, die Pfalzgräfin Margaretha von Zweibrücken und die Markgräfin Sybille von Burgau. Sachsen erhob auf alte Lehnsbriefe hin Ansprüche, und mehrere kleine Herren, welche alle von unsern alten Grafen abzustammen behaupteten, traten noch mit in die Schranken. Der Kaiser selbst hatte auch nicht übel Lust sich die sämmtlichen Lande anzueignen. Am Komischsten war jedoch die Prätention eines Herrn Arnold von Wachtendonk, welcher von den alten jülichschen

Herren abstammte, und nichts weniger als den größten Theil der Privat-Domainen und den Hausschatz in Besitz nehmen wollte, eine Forderung, die, weil er ohnehin ein extravaganter Mann war, nur belächelt wurde. Diese Wachtendonk waren sehr arm, denn ihr Ahnherr, der legitimirt worden, hatte all sein Hab und Gut zu Silber gemacht, mit ins Kriegsfeld genommen und dort verpraßt. Sie waren aber alle sehr tüchtige Soldaten und war auch unser Held bereits mit Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich zu Felde. Ueberdies hieß es von ihm, daß er einer der vielen Anbeter und Günstlinge der Königin Margaretha von Valois gewesen und an ihrem Liebeshofe auf dem Schlosse le Plessis in der Touraine lange verweilt habe. Er wußte alle möglichen Hofanekdoten von dort und von Paris, sagte Fräulein von dem Bongart, und als ich ihn um das Jahr 1625 kennen lernte, war er, obwohl ein starker Fünfziger, noch ein ganz hübscher Mann. Wenn die andern Hoffräuleins über ihn sprachen, so planten dieselben stets, wie sie ihn „son havresac plein d'historiettes“ ausleeren lassen könnten. Er kannte alle die Scandale vom Hofe Heinrich III. und hatte noch die Königin Catharina von Medicis und Carl IX. gesehen. Sobald er auf die reine Marguerite zu sprechen kam,

war seine Anhänglichkeit an diese hohe Frau wahrhaft rührend. Einmal zeigte er mir eine Haarlocke von braunem seidenhaften Haare in goldener Kapsel. Ein andermal brachte er ein Medaillon von ihr herbei, wo sie als Schäferin mit einem Rosenkranze dargestellt war. Das Rührendste aber waren einige schöne Verse, welche er mir mittheilte, und die sie selbst über sich und ihr eigenes Schicksal verfaßt hatte. Dieselben heißen:

Cette brillante fleur de l'arbre des Valloys,
En quy mourut le nom de tant de puissants Roys!
Marguerite pour qui tant de lauriers fleurissent,
Pour qui tant de bouquets chez les Muses se fissent,
A veu fleurs et lauriers sur sa teste seicher,
Et par un coup fatal les Lys s'en destacher.
Las! le cercle royal dont l'avoit couronnée,
En tumulte et sans ordre, un trop prompt hyménée,
Rompu du mesme coup, devant ses pieds tombant,
L'a laysée comme un arbre écymé par les vents.
Espouse sans epoux, et royne sans royaulme,
Vaine ombre du passé, triste et noble fantosme,
Elle a trainé depuis les restes de son sort,
Et veu jusqu'à son nom périr advant sa mort.

Sechste Abtheilung.

Die Herren von Orßbeck. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg. Maximilian I. von Bayern. Maria von Medicis. A pietati singulari. Clemens VIII. Torquato Tasso. Die Prinzessin Magdalena von Bayern. Alles rosenfarben. Zwei Bildnisse. Jugendliebe und Treue. Die katholische Vetterschaft. Brandenburg vorne an. Eine protestantische Brautwerbung. Die brandenburgische Ohrfeige.

Doch ich bin wieder ganz und gar aus dem Context gekommen, sprach die Großtante. Ich wollte dir von den neuen Herren in Berg sprechen und komme auf die Valois, dieses erlauchteste und ruhmreichste Fürstengeschlecht, welches in den erhabenen Enkeln König Ludwig XV., den Söhnen des am 20. Dezember 1765 verstorbenen Dauphins und der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen*), fortlebt und unvergessen sein wird, so lange der edle Stamm Ludwig des Heiligen, vom Wurme unbenagt, seine stolzen Aeste über Europa ausbreitet.

---

*) Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X.

Herr Arnold von Wachtendonk erhielt natürlich nichts von der Erbschaft seiner Ahnen und heirathete noch in seinem sechszigsten Lebensjahre ein armes, aber altadeliges Fräulein, wenn ich nicht irre, eine von Orßbeck. Diese Familie war, wie ich dir früher erzählt habe, an dem Hofe Johann Wilhelms sehr in Gnaden gewesen, und von ihr stammt das Bild der unglücklichen Jakobea, welches ich dir letzthin gezeigt habe. Man sagte von ihnen auch, ihr Name sei sehr altdeutsch oder vielmehr plattdeutsch, und wenn man den Anfangsbuchstaben desselben in A und das e der zweiten Sylbe gleichfalls in a verwandle, so habe man ihr Wappen durchaus richtig ausgesprochen. Dasselbe stellte nämlich drei runde in der Mitte halb geschlitzte Blätter vor: ein Wappen, welches dem sechsten Schöpfungstag seinen Ursprung verdankt und jedenfalls zu den armes parlantes gerechnet werden kann. Der Enkel dieses Herrn von Wachtendonk, ich glaube er hieß Karl, war der Erzieher des erlauchten Gemahls meiner gnädigsten Herrin, des Kurfürsten Johann Wilhelm. Und dessen Sohn war wiederum der kaiserliche Generalfeldmarschall Karl Franz, Freiherr von Wachtendonk, welcher in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in Florenz starb, als ich daselbst bei meiner hohen Gebieterin verweilte. Ich

werde Gelegenheit haben dir von Beiden später noch zu sprechen, kehre aber jetzt zu den „Possedirenden“ zurück. Brandenburg und Neuburg wurden, wie ich dir früher erzählt habe, so benannt, weil sie alsobald nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem alten Regentenstamme von unserm schönen Heimathlande Besitz ergriffen. Brandenburg hatte, wie schon gesagt, durch Anna, die Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund, die meisten Ansprüche auf das Gesammterbe. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg aber glaubte ebensoviel Rechte zu haben, weil seine Mutter, die zweite Schwester des Herzogs Johann Wilhelm, noch lebte, während die Mutter der Kurfürstin Anna seit einem Jahre verstorben war.

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm war, wie sein Vater, der streng-lutherische Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg im evangelischen Glauben aufgewachsen. Da seine Mutter aber der katholischen Lehre noch anhänglich verblieben und ein Muster von häuslichen Tugenden und Frömmigkeit war, so hatte derselbe schon früh eine gewisse Hinneigung zum Katholizismus empfunden. Seine Sympathien zu kräftigen, hatte die Bekanntschaft mit seinem Vetter, des um wenige Jahre älteren Prinzen Maximilian von Bayern, des späteren großen Kurfürsten Max I., Stif-

ters der katholischen Ligue, nicht wenig beigetragen. Maximilian, welcher zu Ingolstadt im Jahre 1591 studirte, hatte den Prinzen in Grünau, einem drei Stunden von dort entfernten neuburgischen Lustschlosse besucht und hinter dem Rücken des alten Philipp Ludwig gute Freundschaft mit ihm geschlossen. Wolfgang Wilhelm, ein ausgezeichneter Cavalier, war oft von Neuburg zu ihm herüber geritten. Maximilian hatte sich im Jahre 1593 mit einem zahlreichen Gefolge nach Italien begeben. Conrad von Rechberg, Wolf Dietrich und Hans Wilhelm Hundt, so wie Georg Sigismund Lösch begleiteten ihn als Cavaliere. Der Obersthofmeister war ein Freiherr von Polweiler; dazu noch zwei italienische Edelleute mit Namen Astor Leoncelli und Hortensio von Tyriaco, so wie sein Leibarzt Dr. Meermann. Von Florenz und Rom hatte der junge Prinz mehreremal an seinen Vetter Wolfgang von Neuburg geschrieben. —

Der nachher so große Fürst, zeigte schon damals, als kaum zwanzigjähriger Mann (er war am 17. April 1573 geboren) jenen Scharfblick, jene Größe des Geistes, welche ihn später so hoch erhoben. Er lernte nämlich in Florenz, wohin er sich zuerst wendete, die schöne und geistvolle, auch überaus reiche Tochter des ver-

storbenen Großherzogs Franz Maria von Medicis, kennen. Sie war nur um einige Tage jünger, als der Prinz, vortrefflich erzogen und höchst gebildet, dazu „a pietati singulari“ wie Maximilian selbst schrieb. Aber sie war von ungleichem, launischen Charakter, aufbrausend und eigenwillig. Das Herz des zwanzigjährigen Fürsten entflammte zwar bei ihrem Anblick, denn sie war reizend schön und „reiches Gelock ergoß sich um ihre blendenden Schultern“, aber er wußte sich zu bemeistern und verließ Florenz alsobald. Sieben Jahre nachher heirathete König Heinrich IV. von Frankreich diese Prinzessin, die nach dessen Tode Regentin von Frankreich wurde und später in Cöln in Dürftigkeit starb. Maria von Medicis, so erzählte Fräulein von dem Bongart, soll die Eigenthümlichkeit gehabt haben, weder eine natürliche noch eine gemalte Rose ansehen zu können, ohne Krämpfe zu bekommen. Dies war aber ganz das Gegentheil von der eigenen Herrin der alten Hofdame, der Prinzessin Magdalena von Bayern, die Alles nur rosa haben wollte. Doch davon später, mein Kind, sprach die Großtante: wo aber waren wir? Ach, jetzt weiß ich es! Damit legte sie die hübsche weiße Hand an die Stirn und fuhr fort:

Maximilian war von Florenz nach Rom gereist

und dort von dem Papste Clemens VIII. mit der größten Auszeichnung empfangen worden. Die römischen Großen beeilten sich ihm alle Ehren zu bezeugen. Da lernte er im Hause des Cardinals Cinthio Aldobrandini, eines Neffen des Papstes, den berühmten Dichter Torquato Tasso kennen. Dieser vielgeprüfte Mann richtete an den fürstlichen Jüngling ein treffliches Sonett*), welches der Nachwelt erhalten worden ist. —

Als Maximilian von Italien zurückgekehrt, besuchte er seinen Vetter in Neuburg, hielt ein ernstes Gespräch mit des Pfalzgrafen Philipp Ludwig Prädikanten, der aber bei seinen und des Gregor von Valentia, seines Beichtvaters, demonstrationes klein beigeben mußte. Wolfgang Wilhelm kam seitdem, besonders seit Maximilian sich im Jahre 1595 mit Elisabeth von Lothringen verheirathet hatte, oft nach München, bis er sich im Jahre 1597 für längere Zeit auf Reisen begab.

Als er im Jahre 1604 wieder an den Münchner Hof kam, war die Schwester Maximilians, die

*) Das Sonett, wahrscheinlich von des Dichters eigener Hand, befindet sich im Münchener Reichsarchive. Der Freiherr von Aretin hat dasselbe in seinem trefflichen Werke: Maximilian I. Kurfürst von Bayern, abdrucken lassen. A. d. V.

Prinzessin Magdalena zur Jungfrau herangewachsen. Er hatte sie früher nur zuweilen als kleines Kind ruhig hinter der Hausorgel, die Maximilian, von dem berühmten Organisten Wiesreiter an der Liebfrauenkirche zu München darin unterrichtet, meisterhaft spielte, hervorlauschen sehen, und nicht gewußt, ob der kleine Krauskopf mit rothblondem Haar ein Knabe oder ein Mädchen sei. Jetzt war sie groß und stark geworden und sah in dem enganliegenden rosenfarbenem Mieder mit einem Häubchen von rosa Sammet und mit unzähligen rosenfarbigen Schleifen reizend aus. Wenn sie lächelte hatte sie Grübchen in den Wangen, und ihr Mund zeigte zwei Reihen Zähne, die schöner waren, als das schönste Elfenbein. Sie glich ihrer Mutter, der schönen Renate von Lothringen, aber dieselbe hatte braunes Haar, während sie das altdeutsche hochblonde Gelock besaß, das in seinem Gefolge den blendendsten Teint zu haben pflegt. Dieser Teint war denn auch von der überraschendsten Weiße und nicht ein Sommersprößlein zeigte sich auf dem reizenden Gesichtchen.

Wolfgang Wilhelm schaute sie erstaunt an, als er sie wiedersah. Maximilian aber lächelte und wiegte seinen Kopf hin und her, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas auf dem Herzen hatte. Er war aber

zu sein, um irgend eine, wenn auch nur neckische Aeußerung zu machen. Sein großes Auge blickte nur wohlgefällig zu Elisabeth hinüber und heiter schlug er mit dem Handschuh der linken Hand der holden Gemahlin auf die sanft erröthende Wange. Ein Bild in München im sogenannten Hatschier- (Leibgarde) saal, zeigt den Fürsten im schwarzen spanischen Kleid, etwa sechsundzwanzig Jahre alt, schlank und leicht daherschreitend, mit dem Handschuh in der Hand, während ein anderes ebendaselbst seine Schwester Magdalena in rosenrothem Reifrocke, mit rosenrothem Spenzer, à la chinoise frisirt mit Rubinen in den Haaren in etwas vorgerückterem Alter darstellt.

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg war ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit braunem Haar und dunklem starken Schnurr- und Knebelbart. Seine Größe betrug nahe an sieben bayerische Fuß und die Kraft seines Armes schwang das schwerste altdeutsche Ritterschwert mit Leichtigkeit. Auch hatte er ohne Mühe in München den berühmten mehrere hundert Pfund schweren Stein, den Herzog Christoph von Bayern über ein Hausdach geschleudert haben soll, von der Erde aufgehoben. Dabei war er ein trefflicher Reiter und sonst in allen ritterlichen Dingen wohl erfahren. Die Laute aber schlug er mit Meisterschaft,

indem er dazu mit schöner Baßstimme die herrlichen Minnelieder des Mittelalters oder die tiefsinnigen Choräle von Orlando di Lasso, dem Kapellmeister Herzog Albrechts, sang.

War es ein Wunder, daß das junge Herz der Prinzessin Magdalena bei seinem Kommen erbebte, daß sie mit Zittern und Zagen seinem Scheiden entgegen sah?

Magdalene war an dem tugendhaften Hofe Herzog Wilhelm V. von Bayern, ihres Vaters, an der Seite ihrer klugen, liebreizenden Mutter, der Herzogin Renate aufgewachsen, wie eine junge unentfaltete Rose, arglos und unschuldsvoll, ohne Kenntniß der Welt und der Menschen. Als der junge schöne Fürst und Vetter ihr beim Abschiede die Hand reichte, wurde sie bleich und konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten. Maximilian, ihr geliebter Bruder, gewahrte es, und blickte sinnend und mitleidvoll auf die arme Schwester. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm aber küßte zum Abschiede ihre kleine Hand, ohne ein Wort zu sagen, schwang sich zu Pferde und ritt 'gen Neuburg.

Herzog Philipp Ludwig, dem bayerischen Fürstenhause der Pfalz entstammt, empfing seinen Sohn sehr unfreundlich, als er zurückgekommen. „Daß man nur nicht an die katholische Vetterschaft denke, sondern nach

Norden sehe, von wo das Licht des Evangeliums ausgegangen und wo es treu gepflegt werde" war sein Befehl.

Die Prinzessin Magdalena von Bayern schlug bald darauf die Hand eines jungen italienischen Fürsten aus und lehnte auch seitdem alle andern Heirathsanträge ab. Sie bewahrte ihr Herz dem geliebten Vetter, der, wenn er auch zuweilen an sie dachte, doch nicht handeln konnte, wie er wollte und keinen Fuß mehr nach München setzen durfte.

Da erfolgte mit dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm die Besitzergreifung von Berg durch den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm im Namen seines Vaters, des Herzogs Philipp Ludwig, und mit ihr rückte der alte Herr bei seinem Sohne wieder deutlicher mit den Vermählungsplänen für ihn heraus. Es möge, meinte der alte Pfalzgraf, sich der Herr Sohn eine evangelische Braut mit ordentlichem Brautschatz wählen, die nicht so hochmüthig drein schaue, wie Bayern-München, und dem Herrn und nicht dem Antichrist diene.

Von den beiden Prätendenten, den alsbald „Possedirenden", war Brandenburg zuerst auf dem Wahlplatze. Schon am 4. April, also eben acht Tage nach dem Tode des Herzogs, nahm der kurfürstliche Bevollmächtigte, Stephan von Hertefeld, zu Cleve, den

folgenden Tag zu Düsseldorf und andern Orten, mittelst Anschlagung des Besitznehmungspatents und des Wappens*), Vereidigung der Beamten und Unterthanen, Besitz von den Ländern: Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein u. s. w. Am selben Tage wo das brandenburgische Patent in Düsseldorf angeschlagen wurde, traf Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm aber auch schon in eigener Person mit stattlichem Gefolge auf Schloß Benrath, zwei Stunden von Düsseldorf ein, und ließ am folgenden Tage seine Patente an den Thoren von Düsseldorf anschlagen und das brandenburgische herabnehmen. Der Landgraf Moritz von Hessen, beider Fürsten Freund, verhütete jedoch, daß es darauf hin nicht zu Thätlichkeiten kam und bewirkte zu Dortmund am 31. Mai 1609 einen Vergleich, nach welchem eine vorläufige gemeinschaftliche Verwaltung der Länder eintreten sollte.

In Folge dieses Vergleichs, welcher den in Düsseldorf versammelten Landständen der Herzogthümer be-

*) Auf der in der städtischen Registratur zu Düsseldorf aufbewahrten Affiche steht bemerkt: „Inhalt dieses ist am 5. April den Morgen früh an der Fleischhalle auf dem Markt allhier, auf die Thür nach dem schwarzem Löwen, angeklebt und hat Herr von Hertefeld sodann Possessorium von Schloß und Canzlei genommen und das kurbrandenburgische Wappen auf der Bergenporz anschlagen lassen.“ A. d. V.

kannt gemacht wurde, traf der Markgraf Ernst von Brandenburg, als Repräsentant des Kurfürsten Johann Sigismund bei dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg in Düsseldorf ein; beide ließen am 22. Juni den Bürgermeister Steinhausen und die Rathsverwandten Peter von Berk und Johann Daniels zu sich berufen, nahmen sie, nach dem darüber andern Tages aufgenommenen Protokoll, sehr huldreich auf, und theilten ihnen mit, wie sie sich wegen der Regierung von Stadt und Land verglichen, Düsseldorf in seinen Rechten und Freiheiten schützen und der Stadt Bestes stets befördern wollten. Darauf gaben die beiden Fürsten ihnen die Hand mit dem gnädigen Ansinnen, bei ihrer Mittagsmahlzeit zu verbleiben.

Der Kaiser Rudolph II. sandte inzwischen Commissarien, welche die Länder sequestriren sollten, bis dahin, wo die Erbfolgestreitigkeiten entschieden sein würden. Die am Rathhause in Düsseldorf angeschlagene Sequestration wurde aber gleich, auf Befehl der possedirenden Fürsten, abgenommen.

Es erfolgte indessen bald die Einmischung anderer Staaten und die Eintracht der beiden Fürsten ward allzubald gestört.

Pfalzneuburg neigte sich zu den Spaniern und dem

Kaiser; Brandenburg suchte die Freundschaft der Niederländer.

Trotzdem fand am 16. Juli 1609 die vorläufige Huldigung statt, indem die Landstände durch feierlichen Handschlag den beiden Stellvertretern (Wolfgang Wilhelm für seinen Vater) Gehorsam gelobten.

Beinahe vier Jahre dauerte diese gemeinschaftliche Regierung, während welcher Markgraf Ernst aber vielfach in Cleve residirte. Da starb derselbe und an seine Stelle trat der Kurprinz Georg Wilhelm von Brandenburg. Dieser aber erließ in Abwesenheit Wolfgang Wilhelms einige Verfügungen, welche nach dem Dortmunder Vertrag von beiden Fürsten nur gemeinschaftlich hätte getroffen werden sollen. Um solchem Vorgehen ein Ende zu machen, begab sich der Pfalzgraf nach Berlin und fand beim Kurfürsten gute Aufnahme und wohlgefälliges Gehör. Ja noch mehr: der alte schlaue Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg hatte es so einzurichten gewußt, daß der Kurfürst seinem Sohne seine älteste Tochter zur Gemahlin, unter der Hand antragen ließ. Als Mitgift sollte dieselbe Cleve, welches Brandenburg mit Truppen besetzt hielt, und die übrigen Ansprüche des brandenburgischen Hauses erhalten.

Wolfgang Wilhelm ging, obwohl ungern, auf

diese Propositionen ein und entschloß sich um die Prinzessin zu werben.

Johann Sigismund veranstaltete darauf ein Festmal, zu welchem auch der Hof und das Gefolge des Pfalzgrafen geladen waren. Der Prinz brachte seine Werbung vor, welche gut aufgenommen wurde. Man leerte die Becher auf das Wohl der Braut und des Bräutigams. Der Kurfürst, überhaupt ein großer Freund des Weines, trank tüchtig zu, und als Wolfgang Wilhelm unbedachterweise in der Hitze des Gespräches die Worte fallen ließ, „daß die Braut wohl als Brautschatz die Entsagung auf alle vermeintlichen Rechte Brandenburgs mitbringen dürfe", da sprang der Brandenburger erzürnt auf und seine gewichtige Hand traf mit den Worten: „Da ist der Brautschatz"! die Wange des Pfalzgrafen.

Das war die berühmte „brandenburgische Ohrfeige", welche wohl die Hauptursache gewesen ist, daß die stolzen Lande: Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein erst zweihundert Jahre später als sie ihm rechtlich zukamen, an das Königreich Preußen gefallen sind.

Siebente Abtheilung.

Von den altadeligen Geschlechtern in Jülich, Cleve, Berg u. s. w. Ein plattdeutscher Spruch auf vier Familien. Die Nesselrode. Eine Fahne aus den Kreuzzügen. Die Hompesch. Der Herr Geheime-Rath und seine Nachkommen. Die Berghe von Trips. Zwei Agnesen. Der Generalbusch-inspector. Die von dem Bongart. Zwei Werner. Ein schöner Tod. Das sechste oder das siebente Kind. Die Spieß von Bullesheim. Der Jesuit von Spee. Die Trutznachtigall.

Ich habe dir bei deinem letzten Besuche schließlich die Geschichte der brandenburgischen Ohrfeige erzählt, sprach Christiane Höninghaus, und sollte billiger Weise nun auch sagen, was unser gnädigster Herr und Herzog, der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, ferner begann. Dies will ich dir denn auch nicht ganz vorbehalten: er reiste direct von Berlin nach Neuburg zu seinem Herrn Vater. Was er aber dort that und weiter vornahm, das dir zu berichten, muß ich auf später aufsparen, denn ich habe jetzt nach den

Erzählungen des Hoffräuleins Jakobea Odilia von dem Bongart, und nach eigenen Erfahrungen ausführlich über einige adelige Fräulein unseres Heimathlandes zu berichten, damit du weißt, welchen vor Allen Ehre gebührt, dieweil sie seit Jahrhunderten ehrenwerthe Männer gezeugt und an des Landes und der alten Herzöge Geschicke, so wie an der edlen Pfalz-Neuburger Thun und Wirken kräftigen Antheil genommen. Auch muß ich dir noch von dem Vater des Hoffräuleins sprechen, welcher dem neuen Herrscher in Berg, gleich wie sein Vater dem alten, gute Dienste geleistet und 1609 der Gesandte Wolfgang Wilhelms am Hofe König Heinrich IV. von Frankreich gewesen ist.

Was nun den alten Adel der vereinigten Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg u. s. w. betrifft, so will ich dir mittheilen, daß diejenigen Familien als besonders guten Ursprungs erscheinen dürfen, von denen Mitglieder die sogenannte Unionsurkunde, durch welche Herzog Wilhelm von Jülich und Herzog Johann von Cleve im Jahre 1496 unsere Lande für immer vereinigte, mit unterschrieben haben.

Dazu gehören vom Jülich'schen Adel: Heinrich von Hompesch, Herr zu Wikrade. Edmond von Palandt, Herr zu Wildenberg. Johann von Bongart, Erbkämmerer. Wilhelm von Gertzen, Herr

zu Sinzig. Engelbert zu Schönecke, Herr zu Befford. Hermann von der Horst. Heinrich von Flatten. Von Berghe genannt Tribs. Johann von Holtmölen u. s. w. Die vom Clev'schen hießen: Dietrich von Bronkhorst zu Battenberg. Aylt von Wylak, Erbhofmeister von Cleve. Johann Stael von Holstein, Marschall. Albert von Honegel. Johann von der Horst, Drost des Landes Dienslaken. Wessel von der Loer u. s. w.

Die vom Berg'schen aber nannten sich: Bertram von Nesselrode, Erbmarschall. Wilhelm von Nesselrode zum Steyne, Landdrost des Fürstenthums Jülich. Johann von Nesselrode, Herr zu Plasterkamp, sammt seinem Sohne. Conrad von der Horst, Erbschenk von Berg. Dietrich von Hall. Johann von Hugepuit. Ludwig von Hülsdorf. Leytchen von Winkelhausen. Heinrich vom Röde u. s. w.

Ueber die einzelnen Geschlechter weiß ich dir leider nicht viel zu sagen und würde mich dies auch zu weit führen. Doch darf ich dich versichern, daß von sämmtlichen noch blühenden mir die Nesselrode, die Hompesch, die Trips und die von dem Bongart, als die wirklich ausgezeichnetsten genannt worden sind. Diese vier Familien waren von je her hoch angesehen

bei uns und bekleideten Erbämter oder ausgezeichnete Staatsstellen. Charakteristisch ist der alte Spruch in plattdeutscher Sprache, den das Volk schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts über sie im Munde führte: Er heißt wörtlich:

Wellst de jed rech god bewahden,
Trag et zu de Nesselraden.
Wellst de jet rech fresch verspelen,
Sall's det an de Hompesch gewen.
Wellst de gän en Reuter sin,
Gang zum Tribs vom Berghe hin.
Wellst de bei de Hel'gen gah'n,
Kick dich mar die Bongarts an!

Welches auf hochdeutsch etwa sagen würde:

Willst Du etwas gut bewahren,
Trag es zu den Nesselraden.
Willst Du etwas frisch verspielen,
Mußt Du es den Hompesch geben.
Willst Du gern ein Reiter sein,
Sprech beim Trips von Berghe ein.
Willst Du zu den Heil'gen gehn,
Brauchst nur Bongarts anzusehn.

Dieser einfache Spruch trägt, wie du bald erkennen wirst, ungemein viel Wahrheit in sich. Was nun die Nesselrode betrifft, so stammen dieselben wohl unzweifelhaft von den alten Grafen von Uplahdin oder Opladen, einem Orte unfern des Ausflusses der Wupper in den Rhein, denn sie führen noch jetzt als Helmzierde das Wappen dieses uralten Geschlechtes:

einen bellenden Hund mit gezinnetem Balken um den Hals. Sie besaßen und besitzen noch immer in der Gegend von Opladen ansehnliche Güter, welche wohl einst dieser Familie gehört haben und ihr Stammsitz: Schloß Nesselrode, liegt dicht dabei. Auch ist Schloß Ehreshoven, im Kirchspiel Engelskirchen, ein anderes Besitzthum der Familie, unfern von dort.

Bereits um das Jahr 1242 war Hermann Blecco, Herr zu Nesselrode, Schenk der Grafschaft Berg und nicht weniger als vier Herrn von Nesselrode haben, wie wir gesehen, im Jahre 1496 die Unions-Urkunde mit unterzeichnet. Bertram von Nesselrode, Herr zu Reichenstein, Brigel, Ehreshoren u. s. w., geboren im Jahre 1593 und gestorben 1679, war Marschall des Herzogthums Berg, eine Würde, die in der Familie erblich geworden ist.

Daß die Nesselrode, wie der volksthümliche Spruch sagt „gut bewahden" können, haben sie bewiesen, denn Schloß Nesselrode, so wie Schloß Ehreshoren, so wie auch die andern reichen Güter, sind mit ihren bedeutenden Liegenschaften seit Jahrhunderten in ihrer Hand verblieben. In Ehreshoven aber bewahren sie neben herrlichen alten Rüstungen, Schwertern, Schilden und Lanzen, noch die stattliche weiße Fahne mit schwarzem Kreuze, welche ein Ahnherr auf einem Kreuz-

zuge in's gelobte Land um 1440 getragen hat. Auch befinden sich daselbst in der Schloßkapelle treffliche Glasgemälde mit den Wappen des Hauses vom Jahre 1565, so wie eine schöne Bibliothek, ein wohlgeordnetes Archiv, kostbare Gemälde und ein reicher Familienschmuck.

Was nun die Hompesch anbelangt, so hießen dieselben ursprünglich Hoingen und waren ein altes kölnisches Rittergeschlecht. Sibodo von Hompesch befand sich 1166 im Gefolge des Herzogs Reinold von Cöln. Im Herzogthum Jülich finden wir zuerst Heinrich von Hompesch, Herr zu Wachendorf u. s. w. und dessen Sohn ebenfalls Heinrich, welcher Marschall des Herzogs Wilhelm und auch dessen Hofmeister, so wie Gesandter beim Kaiser war. Er hat im Jahre 1496 die Unionsurkunde mit unterzeichnet. Später begegnen wir auf der Hochzeit der Herzogin Jakobea im Jahre 1585 einem Hermann Philipp von Hompesch, Herrn zu Bollheim, sammt seiner Frau, einer geborenen von Rauschenberg. Dessen Enkel aber war Wilhelm Degenhard und wieder dessen Enkel hieß Franz Karl; er war Kurpfälzischer Geheime-Rath, auch Malteser- und St. Hubertusordensritter und starb erst vor kurzer Zeit, im Jahre 1764.

Was das „verspelen" des alten Spruches betrifft, so sollen die Hompesch stets ihre reichen Güter gern in Anspruch genommen, sich jedoch mittelst guter Heirathen immer wieder erholt haben. Wer aber mit ihnen sonst in nahe Berührung kommt, der kann leicht „verspelen" wie meine gnädigste Herrin, die erlauchteste Kurfürstin Maria Anna Louise, behauptete, denn sie hätte beinahe durch einen Geheime-Rath von Hompesch-Bollheim einen Theil ihrer Apanage eingebüßt, welche ihr der Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, Herzog in Jülich, Cleve und Berg, seit dem Tode ihres Gemahls, des Kurfürsten Johann Wilhelm, seines Bruders, nur contre cœur auszahlen ließ. Dieser Geheime-Rath meinte nämlich beim Kurfürsten, daß es unverantwortlich sei, daß so viel Geld außer Landes ginge, und möge meine erhabene Gebieterin statt, wie sie es damals that, in ihrer Vaterstadt Florenz zu wohnen, doch lieber nach Mannheim kommen und da vorlieb nehmen. Aus all den schönen Plänen und Intriguen des Herrn von Hompesch-Bollheim wurde jedoch nichts, et il en fut pour ses frais. Die Nachkommen dieses scharmanten Herrn, welche schon jetzt meistentheils nur in München oder Mannheim leben, und dort ihre Einkünfte verzehren, sollen Lust haben ihre Erbgüter dahier zu ver-

kaufen*), unsre schönen bergischen Lande zu verlassen und sich in Bayern oder Oesterreich ansässig zu machen.

Etwas anderes ist es mit der Familie der Herren von Hompesch-Rurich, welche zwar mit den Vollheimer eines Ursprunges ist, deren Mitglieder aber alle viel ruhiger im Leben und rühriger auf ihren Gütern sind. Sie haben mit den andern Hompesch nur das gemein, daß sie stets auf gute Mariagen bedacht sind und die Damen dieses Hauses, oft von vornehmer holländischer Herkunft, sind à la foix tüchtige Hausmütterchen und auch reiche Erbinnen gewesen. Jetzt aber sind wir an den guten Reitern und Nimroden,

---

*) Der bayerische Finanzminister Johann Wilhelm von Hompesch-Bollheim, wohl ein Enkel oder Urenkel des obigen Geheime-Raths, war es, welcher am 4. Februar 1806 das Kloster Altenberg, die Begräbnißstätte seiner ehemaligen Herren und Herzöge, um die Spottsumme von 26,415 Reichsthaler 54 Stüber an den Kaufmann Pleunissen in Cöln verkaufte. Von ihm oder seinem Vater hat auch das „Hompescheln" im Kartenspiele seinen Namen erhalten. Am Meisten aber schadete dem Ruhme dieser Familie jedenfals der letzte Großmeister von Malta, Ferdinand Joseph von Hompesch, geboren in Düsseldorf am 9. November 1744. Buonaparte hatte ihm für den Verrath, daß er die Insel übergeben ließ, 200,000 Thaler versprochen; er erhielt jedoch nur 15,000 Franken und starb schon den 9. November 1803 in Montpellier. „Wäre Niemand drin gewesen, um zu öffnen, so wären wir nie hineingekommen", sagten die Franzosen. A. d. V.

an den Oberjägermeistern des Herzogthums Berg, den edlen und hochgeborenen Freiherrn Trips von Berghe.

Dieses vornehme Geschlecht stammt von dem alten Schlosse Berghe in Brabant und nannte sich erst, seit es im Jülich'schen den alten Rittersitz Trips an sich gebracht hatte, nach diesem Schlosse. Dies muß jedoch schon geraume Zeit vor der Unions-Urkunde gewesen sein, weil sie da bereits als Mitunterzeichner auftreten.

Der berühmte General Graf von Berghe, welcher sich in den Kriegen der Spanier und der Niederländer auf Seite der ersteren so rühmlich auszeichnete, war, wenn ich nicht irre, der letzte der brabantischen Linie dieser Familie. Die Herrn von Berghe waren von jeher ausgezeichnete Reiter und vortreffliche Jäger. Heinrich, Herr zu Trips, Anstel, Urbach, Kirchrod u. s. w., welchen das Hoffräulein Jakobea Odilia von dem Bongart noch persönlich gekannt hatte, und der erst 1651 gestorben, soll ein so ausgezeichneter Schütze und Reiter gewesen sein, daß er fast jeden Vogel im Fluge getroffen und auch das wildeste Pferd zu bändigen im Stande war. Seine Gemahlin Agnese Elisabeth von Schöller, war ursprünglich Stiftsdame zu Gerresheim, welches nur anderthalb Stunden von Düsseldorf entfernt liegt. Aus diesem adeligen Damen-Stifte hatte der abtrünnige Erzbischof von Köln: Geb-

hard Truchseß von Waldburg, bekanntermaßen auch seine Agnese von Mansfeld entführt. Herr Heinrich zu Trips meinte daher scherzweise zu seiner Agnese „daß, wenn er sie auch nicht geschossen habe und sie auch nicht mit ihm heimgeritten wäre, sie doch jedenfalls, wie alle dortigen Agnesen, ihren Mann gefunden und wenn es auch ein verkommener Erzbischof oder Kurfürst hätte sein müssen." Die gute Dame, welche oft zu meiner gnädigsten Herzogin kam und bei Hofe sehr gern gesehen wurde, fügte Fräulein von dem Bongart bei, wurde bei solchen Reden roth bis über die Ohren und sprach alsbald vom schönen Wetter und der herrlichen Schnepfenjagd, welcher ihr Mann auf ihren Gütern zu Anstel, Urbach und Kirchrod habe, dachte aber durchaus nichts Böses dabei, und die schönen Treckmützchen, wie man die Bauernmädchen jener Gegend nennt, kamen ihr nicht im Mindesten in's Gedächtniß, obwohl Herr Heinrich in der ganzen Umgegend dafür bekannt war, daß er auch auf diese eifrigst Jagd machte.

Der Urenkel dieses edlen Herrn und dieser edlen frommen Frau ist der jetzt dahier lebende Franz Adolph, Freiherr Berghe zu Trips, Herr zu Hemmerbach, Syndorf, Junkersdorf, Amstel, Kirchrod u. s. w. kurpfälzischer Geheime-Rath und General-

buschinspector, auch Viceoberjägermeister im Herzogthum Berg*).

Ich komme jetzt, mein geliebtes Kind, sprach die Großtante auf das ehrenwerthe Geschlecht der Herren von dem Bongart, von welchem Hause ich außer

*) Er wurde nach dem Abgange des Freiherrn von Blankard Oberjägermeister und wohnte im Jägerhofe. Sein Sohn war der bucklichte Graf Eduard Ignatz, welcher erst zu meiner Zeit verstarb. Dieser sollte die unförmliche Erhöhung seines Rückens auch nur der Passion der Trips für die Pferde zu danken haben. Man sagte sein Vater hätte ihn als Knabe auf's Pferd festgebunden, um ihm besseren Halt und Schluß zu geben. Dasselbe sei wild geworden und habe im Walde bei Düsseldorf umherrennend, so lange den jungen Grafen gegen die Bäume geschleudert, bis die Bande sich gelöst, und er mit halb zerbrochenen Gliedern herabgesunken. Seine Gemahlin, eine geborene Freiin von Lemmen, war ein Engel an Güte und Wohlthun. Eine seiner Schwestern heirathete einen Prinzen von Hessen. Die jüngste Schwester desselben, Theresia, war eine Jugendbekannte meiner Mutter. Ursprünglich Stiftsdame des hochadeligen Damenstifts zu Gerresheim, wo ihre Ahnfrau Agnese auch gewesen, hatte sie in erster Ehe den königlich bayerischen Kammerherrn, auch Hofcavalier des Herzogs Wilhelm in Bayern, Freiherrn von Seraing, zum Gemahle gehabt, heirathete aber ungefähr zwanzig Jahre nach dessen Tode einen jungen Mann von geringer Herkunft, und starb erst im Februar 1853. Ich werde später auf diese geistvolle Dame, welcher ich den größten Theil der in den nächsten Bänden dieses Werkes vorkommenden Mittheilungen über den Hof der Herzöge Wilhelm und Pius in Bayern zu Bamberg und Schloß Banz verdanke, ausführlich zurückkommen. A. d. V.

der Dame Jakobea Odilia noch mehrere männliche und weibliche Mitglieder gekannt habe, die alle brave und tüchtige Menschen waren und mir, als einer treuen Dienerin ihrer alten Fürsten, stets mit besonderer Güte und Wohlwollen entgegen getreten sind.

Die Herren von dem Bongart stammen unzweifelhaft von Gerhardus de Pomerio, welcher bereits im Jahre 1336 von Kaiser Ludwig dem Bayer zum Erbkämmerer des Herzogthums Jülich ernannt wurde. Reinhard von dem Bongart heirathete 1361 Beate von Dorzant. Von beiden stammt Wilhelm von dem Bongart, Herr zu Paffendorf, Bergerhausen u. s. w., welcher mit Maria aus dem alten bayerischen Geschlechte der Herren von Machselrain verheirathet war. Sein Sohn war der in der Geschichte der Herzogin Jakobea oft vorkommende Erbkämmerer und herzogliche Geheime-Rath, auch Landhofmeister Werner von dem Bongart, der kurz nach dem Tode seiner Herrin, die er so muthvoll vertheidigt hatte, im Jahre 1599 das Zeitliche segnete. Der edle Herr war dreimal verheirathet und hinterließ aus seiner Ehe mit Catharina von Spieß zu Frechen einen Sohn, welcher ebenfalls Werner hieß und Herr zu Winandsrath, Paffendorf, Bergershausen u. s. w. war. Derselbe, Herzoglicher Geheime-Rath, Erbkäm-

merer und Gesandter des Herzogs Wolfgang Wilhelms am Hofe Heinrich IV. von Frankreich, ist vom Kaiser im Jahre 1629 in den Freiherrnstand erhoben worden und starb 1645 im fünfundachtzigsten Jahre seines Alters zu Düsseldorf in der St. Lambertuskirche einen schönen Tod in dem Momente, wo der Priester das Allerheiligste hochhält und dem versammelten Volke zeigt. „Er blickte empor, schlug das Kreuz, neigte sich auf sein Meßbuch und war nicht mehr" sagte seine Tochter im Jahre 1702. Dann fügte sie hinzu: „Liebe Christiane, wenn ich nur wüßte, wie alt ich eigentlich bin? Ich habe es ganz vergessen, oder wohl nie genau gewußt, denn damals, als ich geboren ward, hatte man keine Taufbücher, wie jetzt, und mich hat der Schloßkaplan getauft und kein Dorfpfarrer, wie es jetzt sein soll. Ich bin auf Haus Paffendorf*) geboren, einem Schlosse, welches meinen

*) In Düsseldorf machte in meiner Jugendzeit der alte kurpfälzische Hofrath Neyland eines der angenehmsten Häuser in gesellschaftlicher Hinsicht. Dort hörte ich als Knabe die Catalani, die Milder-Hauptmann, die Blahetka u. s. w. Die Hofräthin, eine hochgebildete, liebevolle Frau, und eine intime Freundin meiner Großmutter und meiner Mutter, war auf Paffendorf bei den Freiherrn von Bongart erzogen worden und wußte von dort aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und aus unserer Zeit eine Menge der anmuthigsten Geschichten, deren ich in den späteren Bänden dieses Werkes vielleicht auch noch gedenken werde.
A. d. V.

Ahnherrn schon vor drei- oder vierhundert Jahren gehörte. Es muß aber um das Jahr sechs oder sieben des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, denn als ich im Jahre 1622 Hoffräulein bei der hochseligen Herzogin Magdalena wurde, war ich sechszehn Jahre alt. Auch weiß ich nicht genau, ob ich meines Herrn Vaters sechstes oder siebentes Kind bin, weil alle längst verstorben sind und zwei sogar vor meiner Geburt, denn ich bin sehr spät gekommen. Die jetzigen Freiherrn von dem Bongart aber sind jedenfalls schon die Urenkel meines Bruders. Ich habe neulich den kleinen Werner gesehen: er gleicht meinem seligen Vater zum Erschrecken, und es ist wirklich wahr, was man sagt, daß alle Bongarts dasselbe Gesicht haben. Weil ich da auf meinen Bruder komme, muß ich dir sagen, daß ich noch einen Bruder mit Namen Wilhelm hatte, der viel älter war, als ich. Er war eigentlich der Stammhalter, starb aber früh den Heldentod. Ich sehe ihn noch vor mir im Jahre 1627, wie er, kaiserlicher Kämmerer und Oberst eines Kürassierregiments, uns in Düsseldorf überraschte und bei Hofe aufwartete. Er war der schönste Mann, den unsre Familie wohl je hervorgebracht, hatte die Bongart'sche Nase und die starken Augenbrauen und war wenigstens sechs rheinische Fuß hoch. Wenn er in seinem Kürasse

dastand, auf den hohen Pallasch gestützt, in weißem Rocke mit gelbem Besatz, einen weißen Mantel nachlässig über die Schulter geworfen, so meinte man einen geborenen Fürsten zu sehen. Dazu das Kreuz auf der Brust, denn er war Malteserritter, und auf dem Kopfe den Helm mit dem wallenden Federbusche! Seine Majestät Kaiser Ferdinand II., war ihm auch sehr in Gnaden gewogen und er erhielt bei allen Gelegenheiten einen guten Platz, was denn auch seinen frühen Tod herbeiführte, denn er fiel bereits am 17. September 1631 in der Schlacht bei Leipzig gegen die Schweden."

Diese alte Hofdame, fuhr die Großtante fort, war ein wahres Schatzkästlein von Historien aus der alten Zeit, welches ich mir recht zu Nutze gemacht habe. Erstaunlich blieb ihr Gedächtniß für Ereignisse jeder Art; nur konnte sie durchaus keine Jahreszahlen behalten und mußte darüber stets sehr nachdenken. Sie saß in einem Sorgenstuhle, wie ich jetzt, liebe Anna, und hatte einen großen grünen Lichtschirm vor. Ihre Wohnung war im dritten Stocke des alten Schlosses nach dem Rheine zu, und bestand aus zwei kleinen artig meublirten mit allen möglichen Raritäten geschmückten Zimmern. Herzog Philipp Wilhelm hatte dieselbe der getreuen Freundin und Pflegerin seiner Mutter um das Jahr 1673 wieder einräumen lassen.

Es waren dieselben Zimmer, die sie als junges Hoffräulein bis zum Jahre 1628, dem Todesjahre der Herzogin Magdalena, bewohnt hatte. Der ganze Hof war angewiesen den Befehlen der alten Dame zu gehorchen und ich ward besonders beordert, ihr so oft als sie es wünsche, Gesellschaft zu leisten. Ihre Gemächer gingen auf den Rhein; man hörte am Fuße des Schlosses sein Rauschen und Wogen und sah weit hinüber 'gen Neuß und in's jülich'sche Land. „Dort liegt Paffendorf" sprach die alte Dame nach Westen zeigend und hob ihren Lichtschirm in die Höhe; „drüben liegt Crefeld und Moers, wo die Oranier und Schweden hausten. In der Ferne links ist Zons, wo Tilly, Pappenheim und Johann von Werth gelagert waren."

Ich bat sie dann mir von den Persönlichkeiten zu berichten, sie aber sagte: „zuerst das Eine, dann das Andere."

Dies erinnert mich jedoch, daß ich mit dem jülich-cleve-bergischen Adel noch nicht fertig bin. Ich muß dir nämlich vorerst noch von den Herren von Spee oder Spede sprechen, welche zu meiner Zeit, 1739, in der Person des Freiherrn Ambrosius Franz in den Grafenstand erhoben worden sind. Dieselben stammen vom Ritter Bruno von Spede oder Spee,

welcher erweislich schon 1166 vorkommt. Ein Nachkomme desselben, Friedrich Christian, Freiherr von Spee, Herr zu Langenfeld, Aldenhoren, Kakirchen und Heldorf, heirathete Maria Scheidt genannt von Weschpfennig, Erbin zu Heldorf. Er war jülich-bergischer Rath und Kammerpräsident und starb 1677. Der obengedachte erste Graf dieses Geschlechtes war mit Anna Elisabeth Gräfin von Hillesheim, einzige Erbin der bedeutenden Güter und letzter Sprosse dieses Hauses, vermählt, die, wenn ich nicht irre, noch lebt.

Es bleibt mir nun übrig dir von den zweifelsohne auch sehr angesehenen Herren von Spieß-Büllesheim zu sprechen, welche namentlich dadurch noch eine besondere Vornehmheit erlangt haben, daß sie von je her für ihre Herrschaft Satzfay die Reichsunmittelbarkeit beanspruchten. Reiner Spieß, welcher um 1407 geboren sein mag, untersiegelte 1450 die Verträge zwischen Cöln und Jülich. Seine Nachkommen besaßen zwei im Jülich'schen belegenen Herrschaften: Groß-Büllesheim und Satzfay, wollten aber wegen letzterer nie auf dem Landtage erscheinen, weil sie die Immedietät derselben behaupteten und sich nicht präjudiziren mochten.

Von den übrigen alten Familien sind manche aus-

gestorben, andere haben ihre Güter verkauft und sind verzogen; manche auch wanderten mit den Kurfürsten Karl Philipp und Karl Theodor in die Pfalz oder nach Bayern. Einige der jetzt in unsern Landen ansäßigen Geschlechter sind oberrheinischen, das heißt: pfälzischen oder hessischen Ursprunges.

Ich will jedoch nicht vergessen dir noch zu sagen, daß die von Goltstein sehr alt und auch schon in der Person Friedrich Theobald von Goltstein um 1651 gegraft worden sind. Ihr Ahnherr war Henrich, der auf der Burg Goltstein im Jülicher Land schon um 1180 ansaß. Der Enkel des in den Grafenstand erhobenen ist der um Düsseldorf so hochverdiente jülich-berg'sche Kanzler und kurfürstliche Statthalter Johann Ludwig von Goltstein, regierender Graf zu Schlemacken und in der Herrschaft Ulmen, wegen eben derselben auch Mitglied der rheinischen imediaten Ritterschaft, so wie Ritter des heiligen Hubertus und vom Horn.

Ferner sind die Proff-Irnich, welche Erbwaldschuldheiß des Lohmerwaldes waren, alt und angesehen. Die Stommel aber und die Stockum sind ebenfalls ehrenwerth, gleich wie die Syberg, Schöller, Hövel u. s. w., wo aber leider schon lange der Besitz dem Namen nicht mehr gleichkömmt. Die Stommel

leiten ihren Namen auf Gottfried von Stommeln zurück, welcher um das Jahr 962 gelebt haben soll. Sie besaßen als Lehn das Haus Roland*) bei Düsseldorf, in dessen Nähe wir zu Kurfürst Johann Wilhelms Zeiten im offenen Walde Komödie gespielt haben.

Auch die Heister sind alt und haben viele tüchtige Offiziere und Generäle in den Dienst des Kaisers geschickt. Sie waren oder sind noch „Pfennigsmeister" des Herzogthums Berg, über welche Charge ich dir nur zu sagen weiß, daß es sich bei derselben um Millionen und keineswegs um Pfennige handelte, denn durch ihre Hand ging oder geht noch ein großer Theil der Einkünfte unsrer Herzogthümer. Von den hochehrenwerthen Herren von Dalwigk, welche schon um 1410 bei uns als belehnt vorkommen, aber von Hause aus alte Reichsritter waren, habe ich dir schon früher gesprochen. Die Raitz von Frentz zu Schlenderhahn haben die große Ehre unter ihre Ahnherrn mütterlicher Seite den berühmten Feldherrn Johann von Werth zu zählen. Dieser Johann von Werth war keineswegs, wie es das Volk glaubt und einige dummdreiste

*) Dieses Schloß ist jetzt im Besitz des um die Geschichte der jülich-bergischen Geschlechter hochverdienten Herrn Dr. A. Fahne, welcher, wenn ich nicht irre, eine von Stommel zur Gattin hat. A. d. V.

Menschen behaupten, bäuerlicher Herkunft, sondern ein wohlgeborener Edelmann, denn der Vater des Generals war ein Herr von Werth zu Huppelrath im Jülich'schen und seine Mutter ein Fräulein von Streithagen, aus altem bergischen Geschlechte mit Vornamen Elisabeth.

Was aber die von Quadt betrifft, die jetzt so gut stehen, so sollen dieselben nicht allzuweit her sein. Sie waren einfach „cöl'sche Ritter", welches aber noch lange nicht sagen will, daß sie arme Ritter gewesen seien; im Gegentheil sind diese kölnischen Herren nur zu oft allein durch ihr Geld Ritter geworden. Gerhard, der Quade, lebte in Köln um 1337. Er hat einen sprechenden Namen, denn Quade heißt auf plattdeutsch so viel als widerspenstig, und mag dies Geschlecht den Erzbischöfen das wohl auch gewesen sein. Die jetzigen Quadt-Wickerad sind vornehme und reiche Leute, haben stets süperbe Allianzen gemacht und werden gewiß noch höher kommen.

Was die Wolff-Metternich anbelangt, so sind dieselben erst aus Hessen in hiesige Lande eingewandert und hießen ursprünglich Wolff von Gutenberg. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts heirathete Johann Adolph von Wolff genannt Metternich die einzige Tochter des Ritters Degenhard von Hall,

Maria Catharina, und erwarb durch sie die reichsfreie Herrschaft Odenthal, welche vom Herzogthum Berg außer dem Beitrage zu den Landeslasten ganz unabhängig ist. Der Erb- und Gerichtsherr dieser Herrschaft nennt sich „von Gottes Gnaden", hat das Recht hängen, köpfen, stranguliren und viertheilen zu lassen und heißet Herr zu Gracht, Rath, Forst, Langenau, Flehningen, Oberarnsbach u. s. w.

Die Hatzfeld sind ebenfalls keine hiesigen, sondern in Hessen, oder in der Pfalz zu Hause; sie kommen jedoch schon um 1582 bei uns in Jülich vor. Hingegen sind die Palandt uralt und die Spiering von sehr guter Herkunft. Was die Freiherrn von Geldern betrifft, welche wiederum mit den Sprößlingen des Juden Jacob van Geldern auch nicht das Mindeste gemein haben, so sind dieselben die Nachkommen eines natürlichen, aber legitimirten Sohnes des ersten Herzogs von Geldern, Reinhold I. Der Enkel dieses Herrn von Geldern war schon um 1379 Küchenmeister des Grafen Johann von Cleve. Der jetzt dahier lebende Freiherr Friedrich Adolph stammt von ihm, also von den alten Herren des Gelderlandes, die bereits im Jahre 1371 im Mannesstamme ausstarben, worauf denn Reinhold IV. von Jülich und nachher dessen Schwestertochter und deren

Gemahl, der Graf von Egmont, und ihre Nachkommen succedirten.

Aber jetzt genug davon, sprach die Großtante, sich plötzlich unterbrechend. Wenn ich in diese Adelsgeschichten hineinkomme, so kann ich gar nicht aufhören, denn dieser Faden ist so alt wie Methusalem und geht d'ici jusqu'à Rome.

Uebrigens muß ich dir denn doch noch ein paar Worte über ein Mitglied der vorhin besprochenen Familie von Spee sagen, welches eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies der Jesuit Friedrich von Spee, der die „Trutznachtigall" geschrieben hat; ein Buch das oft citirt wird, mit dem ich mich jedoch nie befaßt habe. Es soll vortrefflich sein, wie Alles, was von den Jesuiten gemacht wird. Diese frommen Väter sind aber überall auch selbst die Trutznachtigall: man hört ihren Schlag und sieht sie nicht, ihr Gesang erschallt in aller Herren Länder und Mancher tanzt nach ihrem Gepfeife!

Achte Abtheilung.

Die kranke Großtante. Eine Reise nach Paris im Jahre 1609. Roger de Bellegarde. Die Abstammung der Bourbonen. Ma brebis a enfanté un Lion. Das Schloß Coaraſſe. Nochmals die Königin Margaretha. La mort, la messe ou la bastille. Die ſchöne Gabrielle von Eſtrées. Der Hof. Der Kardinal von Joyeuſe. Franz von Crequi. Der getreue Sully. Par le droit canon. Maria von Medicis. Heinrich IV. Die Gnadenkette. Ravaillac.

Als ich am nächſten Feſttage zur Großtante kam, empfing mich Jungfer Sybille, das Faktotum derſelben, mit ganz betrübter Miene im Vorzimmer und ſprach: Madame hat am Sonntag nach Ihrem Abgang einen heftigen Anfall von Migräne gehabt und iſt faſt die ganze Woche in Folge deſſen unwohl geweſen. Sie wird Ihnen diesmal auch nicht ſo viel erzählen dürfen, wie ſonſt. Ueberhaupt regen ſie die Erinnerungen an vergangene Zeiten ſtets ſehr auf und ich bitte Sie Ihre gute Großtante heute ganz davon

abhalten zu wollen, wenn dies bei ihrer Lebhaftigkeit und ihrer Liebe zu Ihnen möglich sein wird. Doch ich will Sie jetzt anmelden!

Mit diesen Worten verschwand Sybille im Nebenzimmer, kehrte indeß gleich zurück, und führte mich alsobald zu Christiane Höninghaus, welche ich auch jetzt wie gewöhnlich in ihrem Sorgenstuhle, jedoch mehr liegend als sitzend, vorfand. Sie sah über die Maßen bleich und elend aus, was jedoch bei einer Person von fast neunzig Jahren, die unwohl gewesen, nicht zu verwundern war. Mit freundlichem Lächeln reichte sie mir die kleine weiße mit Halbhandschuhen bedeckte Hand, wies auf einen Schemel und sprach: „Liebe Anna Regina, ich fühle, daß es doch nicht mehr ist, wie sonst, wo ich tagelang vorlesen und plaudern konnte. Der Lebensfaden ist alt und matt; er wird noch kurze Zeit halten und dann plötzlich abfallen. Möge es mir indeß vergönnt sein dir vorher noch Einiges mitzutheilen, was vielleicht für dich und deine Nachkommen und unsere Familie überhaupt von Interesse sein dürfte. Heute vermag ich zwar nicht viel zu sprechen, aber da ist die Mappe mit dem alten Wappen von Berg: Nimm daraus die Papiere, welche mit der Ueberschrift „Relation des Herrn Werner von dem Bongart über seine Reise nach Paris im

Jahre des Herrn 1609—10“ bezeichnet sind; dieselben sind ein Vermächtniß des Hoffräuleins Odilia von dem Bongart und die mit Wasserfarben auf Pergament gemalten Portraits sind Originalgemälde von Porbus, dem Aelteren, welcher zur Zeit König Heinrich IV. von Frankreich lebte und diesen König, so wie viele Personen seiner Umgebung wiederholt nach dem Leben portraitirt hat. Es würde mir angenehm sein, wenn du so gut wärest mir diesen Reisebericht, oder wie ich es selbst vor fünfzig Jahren betitelt habe, diese Relation vorzulesen. Dadurch wirst du mir die hübschen Geschichten wieder vor die Seele bringen und ich brauche mich nicht durch Sprechen anzustrengen. Uebrigens wirst du das alterthümliche Deutsch des Berichtes beim Lesen schon unwillkürlich in’s Hochdeutsche übertragen, denn jetzt, wo der fromme Christian Fürchtegott Gellert unsere schöne deutsche Sprache so hoch erhoben hat, müssen wir, wenn wir nicht gerade unser liebes Plattdeutsch sprechen, Alles so correct wie möglich, wiederzugeben suchen, was mangelhaft und veraltet erscheint.“

Ich that, wie die gute Großtante mich geheißen, öffnete langsam die vergilbten Papiere und las:

Im Namen Jesu Christi unseres Herrn und Heilandes, Allen die dies lesen Gruß und Segen!

Dieweil der arme Erdenmensch nicht zu wissen vermag, ob er nicht ein oder den andern Tag zu einem besseren Sein abberufen wird, und es doch vielleicht gut und nützlich, daß auch die, so nach uns kommen, erfahren, was uns Wichtiges und Rühmliches begegnet ist auf Erden, habe ich dies Folgende niedergeschrieben und die Contrefays, so vier darinnen vorkommende Hauptpersonen darstellen, hinzugefüget.

Als unsres durchlauchtigen Herzogs Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg Gnaden am 5. Aprilis 1609 Besitz ergriffen von den ihm zugefallenen Erblanden, und Kurbrandenburg ebenfalls seine Ansprüche geltend machte, da versammelten sich in Düsseldorf alsobald die getreuen Stände der Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg u. s. w. und beriethen geheim, ohne Zuthun der Fürsten, was zu beginnen, falls des Kaisers Majestät die Lande sequestriren lassen wollte, und ob beiden, ob einem oder keinem der in Besitz habenden Fürsten zu gehorchen sei. Es wurde dann beschlossen mit beiden Fürsten in gutem Einvernehmen zu bleiben, ihnen auch zu gehorchen so weit es erläßlich scheine, ferner den kaiserlichen Prätentionen gar kein Gehör zu geben und zu dem Endzwecke sich stark zu machen. Die Landstände waren nämlich schon kurz vor dem Tode des letzten Herzogs mit dem großen Könige Heinrich IV.

von Frankreich in's Benehmen getreten, das heißt: sie hatten sich bittschriftlich an ihn gewandt und um Unterstützung gebeten, im Fall Kaiser und Reich ihnen Gewalt anthun und die Bergischen Erblande besetzen würde.

Während die Stände nun noch versammelt, traf auch schon in Düsseldorf der Gesandte Seiner Majestät des Königs von Frankreich, Herr Franzois von Bosise ein, und verhandelte mit ihnen direct, jedoch nicht ohne zu gleicher Zeit mit Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, welcher ein persönlicher Freund seines großen Königs war, ebenfalls in Unterhandlung zu treten. Die Landstände beschlossen auf den Rath des Gesandten und auch wohl theilweise durch den Pfalzgrafen, welcher gleich als ein sehr gewandter und einsichtsvoller Herr erschien, bestimmt, mich als ihren Abgeordneten nach Paris zu schicken, damit ich dort bei dem Könige mündlich unsere Sache anbringen und auch einer tüchtigen Anzahl Hülfsvölker mich versichern könne, im Falle Kaiser und Reich sich unserer bemächtigen wolle. Unser gnädigster Herzog und Herr fürchtete, daß dieser Versuch gemacht werden würde und hatte nicht ermangelt dem Gesandten König Heinrichs IV. schon genauestens die Sachlage darzustellen.

Ich verließ Düsseldorf gegen Ende Aprilis des

Jahres 1609*), versehen mit einem Beglaubigungsschreiben der Landstände und mit einem desgleichen von Seiten des durchlauchtigen Herrn Herzogs Wolfgang Wilhelm, welcher mich im Geheimen zu Schloß Benrath, wo er damals noch residirte, empfangen und mir einsichtige Instruktiones gegeben, und kam zu Anfang des Monats Mai in Paris an. Gemäß dem wohlweisen Rathe des Herrn von Bosise begab ich mich nun zuvorderst zum Grafen Roger von Saint Lary de Bellegarde, welcher Maître de la garderobe, Premier gentilhomme und Großstallmeister des Königs war. Dieser Herr hatte das ganze Vertrauen Seiner Majestät und er schien sehr geschickt solche Sache einzuleiten, mir auch ohne Vorwissen des Kaisers eine Audienz bei dem großen Könige zu verschaffen. Ich theilte ihm mein Anliegen mit und er

*) Etwa um dieselbe Zeit erschien in Düsseldorf der Graf Johann Georg von Hohenzollern, aus der schwäbischen Familie, mit der Absicht die Herzogthümer im Auftrage des Kaisers zu sequestriren. Wolfgang Wilhelm ließ die keck an das Rathhaus angeschlagene Sequestrationsurkunde augenblicklich abnehmen. Noch besser aber machte es Markgraf Ernst von Brandenburg, der den liebwerthen Vetter gar nicht nach Cleve hineinließ, sondern ihn heimschickte, wo er hergekommen. Dieser Graf von Hohenzollern ward später ein besonders unterthäniges Werkzeug Kaiser Ferdinand II. und erhielt von demselben am 28. März 1623 die Reichsfürstenwürde. A. d. V.

versprach bei günstiger Gelegenheit alsobald von mir zu sprechen und mir eine geheime Unterredung mit seinem Monarchen ermitteln zu wollen. Unterdessen stellte er mich mehreren katholischen Edelleuten vor, worunter René de Rieux, Jean d'O und Louis de l'Hopital mir am Besten gefielen. Besonders letzterer war ein sehr gelehrter Cavalier, welcher sich mit großer Gewandtheit in der lateinischen Sprache auszudrücken wußte, die wir dann auch beständig zur Unterhaltung benutzten. Er war ein überaus aufrichtiger Anhänger seines Königs, was zunächst, abgesehen von dessen großen Eigenschaften, den Grund darin hatte, daß er denselben als nach Fug und Recht zur Krone von Frankreich allein berechtigt wußte und anerkannte. Ueber diese Rechte aber und über den erlauchten König selbst, theilte er mir Mancherlei mit, welches zu notiren und zu bewahren ich auch nicht verfehlt habe.

Heinrich IV., sagte Herr von Hopital, stammt in directer Linie von Robert, Graf von Clermont, fünfter Sohn Ludwig des Heiligen von Frankreich. Robert hatte Beatrix geheirathet, welche die Erbtochter von Johann von Burgund und der Agnese von Bourbon war; er nahm letzteren Namen an, ohne das französische Wappen abzulegen. Von

ihm stammen also die Bourbonen, welche in Frankreich als die jüngere Linie des Königshauses und wegen ihrer großen Reichthümer stets einer besonderen Consideration genossen.

Johann von Bourbon heirathete Catharina von Vendome, die Erbtochter dieser Grafschaft, welche König Franz I. für Carl von Bourbon zum Herzogthum erhob. Derselbe hatte sieben Söhne, wovon jedoch nur drei: Anton von Bourbon, Vater Heinrich IV., der Cardinal Carl von Bourbon, und Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, welcher in der Schlacht bei Jarmac fiel, zu reiferem Alter gekommen sind. Von des Letzteren beiden Söhnen Heinrich und Franz stammen sowohl die Prinzen von Condé, wie die von Conty.

Anton von Bourbon heirathete Johanna d'Albret, Tochter und einzige Erbin Heinrichs von Albret, Königs von Navarra und der Prinzessin Margaretha, der Schwester König Franz I. Aus dieser Ehe ging als drittes Kind am 13. Dezember 1553 Heinrich von Bourbon hervor. Zwei Söhne waren kurz nach der Geburt verstorben, worüber der alte König Heinrich untröstlich war. Um ihn zu erheitern und ihre Stärke zu zeigen, sang Johanna d'Albret dem Vater, während sie in den Wehen lag,

ein bearnisches Kriegslied; der aber ergriff den kaum geborenen nackenden Knaben, wickelte ihn in seinen Mantel und trug ihn auf sein Zimmer, wo er ihm aus goldener Schaale Rothwein in den Mund träufelte, um ihn stark und kräftig zu machen. Dann rief er den Knaben betrachtend und sich über seine Stärke freuend: „Voyez maintenant, ma brebis a enfanté un Lion!“ Dieser Ausruf aber hatte Bezug auf eine Aeußerung seiner Feinde, die, als seine geliebte Margaretha ihm nur ein Mädchen geboren, auf das Wappen von Bearn, welches eine Kuh darstellt, anspielend, gesagt hatten: „Miracle, la vache a fait une brebis!“

Es ward aber auch dieser junge Königssprößling ein Löwe: stolz und muthig, ohne Haß und Groll, erfüllt von Menschenliebe nnd immer hochgesinnt.

In den wilden Schluchten und Bergthälern auf den grünen Matten von Navarra und Bearn in seinem Schlosse Coarasse, welches auf hohem Felsgipfel stand, aufgewachsen, folgte er nur ungern seinem Vater Anton von Bourbon, welcher nach dem Tode Franz II. zum Lieutenant-General des Königreichs ernannt wurde, an den Hof in Paris, eilte aber alsobald zu seiner Mutter Johanna d'Albret zurück, als derselbe 1562 vor Rouen den Heldentod gefallen war. Mit sechszehn Jahren nahm Heinrich von Navarra Theil

an der Schlacht von Montcontour und zeichnete sich damals schon durch Muth und Scharfblick aus. Der Friede von Amiens führte ihn 1570 nach Paris zurück, wo er der Vermählung Carl IX. mit Elisabeth von Oestreich, Tochter Kaiser Maximilian II., beiwohnte. Damals sah ihn zum ersten Male die Prinzessin Margaretha von Valois und faßte eine heftige Neigung zu ihm. Sie war ein reizendes Mädchen, hochgebildet und vortrefflichen Herzens und hatte nichts von dem intriguanten Wesen ihrer Mutter, der Königin Catharina von Medicis. Diese herrschsüchtige Frau liebte ihre Tochter mit Leidenschaft, weil sie vielleicht in ihrer stolzen Höhe und Einsamkeit des kindlichen liebevollen Herzens bedurfte und sonst nirgends fand. Auch kam ihr bei dem schwankenden Gesundheitszustand ihrer Söhne ein kräftiger Eidam sehr erwünscht, und hoffte sie durch ihn und ihre Tochter dem Throne der Valois baldigst Erben zu erwecken. Sie sandte daher den Baron von Biron zur alten Königin Johanna, welche aus Ehrgeiz ihre Zustimmung gab, aber bei den Vorbereitungen zur Hochzeit, wo sie sich übernommen hatte, plötzlich verstarb.

Heinrich von Navarra heirathete am 18. August 1572, also erst neunzehn Jahr alt, die Prinzessin Margaretha von Valois, welche ein Muster von

Schönheit und Geist, gegenwärtig (1612), obwohl von ihrem erlauchten Gemahle getrennt, noch lebt und die Liebe und Bewundrung von ganz Frankreich, ja von ganz Europa genießt.

Das anliegende Bild, schreibt Herr Werner von dem Bongart, ist von Porbus nach dem Leben gemalt. Es zeigt die Königin im jugendlichen Alter, ohne Schmuck und ohne Krone, einen Kranz von Lorbeerblättern und Rosen auf dem Haupte. Das reiche Haar fällt in Locken darunter hervor und die dunklen Augen schauen glanzvoll und hell uns entgegen. Der liebliche Mund scheint reden zu wollen und nur der schwermüthige Zug um die dunklen sanft gebogenen Brauen zeigt, daß sie sich schon nicht mehr glücklich fühlte, als dieses Bild gemalt wurde. Wenige Tage nach ihrer Hochzeit am 24. August 1572 hatte die unglückselige Bartholomäusnacht statt gehabt, und Karl IX. ließ damals seinem Schwager die Wahl: „de choisir la mort, la Messe ou la Bastille.“

Aber Heinrich IV. war schlauer, wie selbst der intriguante Hof Catharinens von Medicis. Mit Beihülfe seiner ihn über Alles liebenden Gemahlin fand er Mittel und Wege aus Paris zu entkommen und trat offen auf Seite der Protestanten, versöhnte sich aber dennoch wieder mit Karl IX., der ihm sterbend

am 30. Mai 1574 seinen mit Maria Tonchet erzeugten natürlichen Sohn: Karl von Valois, zu besonderer Protection empfahl. Als später Catharina von Medicis und Heinrich III. den König von Navarra scharf beobachten ließen, suchte er sich unter den Hofdamen der alten Königin eine gewisse Frau von Sauve aus, welche sich dem schönen kräftigen Fürsten mit Leidenschaftlichkeit ergab und denselben stets von allen Anschlägen des Hofes gegen ihn unterrichtete. Er entfloh dann zum zweiten Male aus Paris, begleitet von Sully, seinem getreuen Freunde und Rathgeber, und du Plessis Mornay, dem abgesagtesten Feinde der Katholiken. Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich all die Kämpfe und Thaten dieses großen Königs gegen die Herzöge von Guise und Lothringen, so wie gegen die Spanier und sein eigenes Volk, erzählen wollte, von welchen mir Herr von Hopital berichtete und während deren Margaretha von Valois unter Dichtern und Musikern auf ihren Schlössern bei Tours, in der Auvergne oder in Paris verweilte. Da sie ihrem Gatten keine Kinder gebar, auch Heinrich von Navarra stets alle nur möglichen Abentheuer und Liebschaften hatte, dazu jahrelang von seiner Gemahlin getrennt war, so entfernten sie sich von Jahr zu Jahr mehr von einander, ohne daß jedoch diese

Kälte in offene oder geheime Feindschaft ausgeartet wäre. Margaretha trug in Geduld ihr Schicksal und entschädigte sich in Kunst und Wissen für die verlorene Liebe und die Krone.

Als Heinrich III. am 2. August 1589 gestorben war und sterbend noch seinem Hofe den König von Navarra als seinen Nachfolger vorgestellt hatte, erfolgte zwar wieder eine kurze Vereinigung der beiden Gatten, aber die Bekanntschaft mit der schönen Gabrielle von Estrées, Tochter Johannes von Estrées, Herrn von Valieu und von Coeuvres, die Heinrich IV. auf deren Schlosse Coeuvres im Jahre 1590 machte, zerriß bald das letzte Band, welches die beiden Königlichen Gatten noch umschloß. Die Königin Margaretha sagte in Betreff dieser schönen Dame und ihres erlauchten Gemahls, daß sie nur allzubald: „la passion qu'il avait de s'unir avec elle“ erkannt habe.

Diese Vereinigung kam bald zu Stande, jedoch ohne, wie die schöne Gabrielle es ersehnte und Heinrich es gern gehabt hätte, den Segen der Kirche zu empfangen. Sully hatte dem König die stärksten Dinge „von den Pflichten“ gesagt und es schließlich dazu gebracht, daß eine Gesandtschaft nach Florenz geschickt wurde, welche um die Hand der Prinzessin Maria

von Medicis warb. Dieselbe ward auch am 10. Dezember 1600 seine Gemahlin, nachdem Papst Clemens VIII. über des Königs Ehe mit Margaretha von Valois bereits 1599 die Scheidung ausgesprochen hatte.

Ehe ich aber von dieser Dame und vom großen Könige Heinrich weiter spreche, muß ich von dem Contrefay reden, welches Porbus, der Aeltere, von ihr entworfen und das hier anliegt.

Es stellt die reizende Gabrielle in dem Alter von zweiundzwanzig Jahren, also in voller Jugendblüthe dar: im bloßen Kopfe das Haar nach oben frisirt, mit kleinen braunen Löckchen um die Schläfe, auf dem Kopfe in eine Krone gewunden, aus welcher ebenfalls kleine braune Locken fallen. Kastanienbraun nannte Herr von Hopital die Farbe ihres Haares. Ihr Teint ist von blendender Weiße, ihr Mund rosenroth, wie ihre Wange. Blaue Augen glittzern hell und leuchtend aus dem Bilde hervor und die feingebogene Nase zeigt die vornehme Herkunft der Dame. In dem Bilde trägt sie ein hochgelbes geschlitztes Hofkleid mit weißen Atlaspuffen; über dasselbe fällt eine schwere Goldkette und eine Reihe von großen Perlen. Der schöne weiße Hals ist ohne jeglichen Schmuck, während die Ohrringe ebenfalls aus Perlen und Edelsteinen zusammengesetzt sind.

Gabrielle von Estrées war von wirklich vornehmer Herkunft und zeigte dies namentlich in Miene und Haltung, obwohl sie äußerst gutherzig und edelgesinnt gewesen sein soll. Als der große König sie kennen lernte, zählte sie zwanzig Jahre, sollte aber schon mit dem vorgedachten Oberstallmeister, Herrn von Bellegarde, in einem Liebesverhältnisse gestanden haben. Sie ergab sich Heinrich IV. erst, als derselbe ihr wiederholt Proben der aufrichtigsten Zuneigung gegeben hatte. Um ihren Vater zu beruhigen vermählte sie der König mit Amerval von Liancourt, einem Wittwer mit vierzehn Kindern; diese Ehe ward jedoch bald wieder getrennt. Nachdem sie dem Könige, welcher sie zur Herzogin von Beaufort erhoben, drei Kinder geboren, starb sie am grünen Donnerstage des Jahres 1599 zu Paris im Hause des Juden Zamet, wo ihr eine vergiftete Orange gereicht worden war, nach deren Genuß sie in Krämpfe verfiel, die mit ihrem Tode endeten. Sie war keine Freundin Sullys gewesen und hatte denselben, weil er ihre Ernennung zur Herzogin hintertreiben wollte und ihre beabsichtigte Ehe mit dem Könige hintertrieben hatte, stets nur „le mechant hugenot“ genannt.

Doch ich komme wieder auf König Heinrich IV., welcher trotz Kaiser und Reich, trotz Gesandten und

Spionen, die Gnade hatte mir am 15. Mai 1609 eine Audienz im Louvre zu gewähren. Ich erschien aber bei derselben nur als einfacher, etwa dienstsuchender Edelmann und nicht als Gesandter des erlauchten Pfalzgrafen von Neuburg und der hohen Landstände von Jülich, Cleve und Berg. Wie diese Audienz statt hatte, will ich nun ausführlich berichten.

Von dem Herrn von Bellegarde, der ein sehr hübscher hochgewachsener Mann war und selbst wie oben gesagt ein genauer Freund der schönen Gabrielle gewesen sein soll, geführt, schritt ich die weiten herrlichen Säulengänge entlang bis zu der breiten Treppe, welche uns in die Vorzimmer des Königs führte, von welchen das größere mit einer großen Anzahl von Hofherren jeder Art angefüllt war. Herr von Bellegarde verfehlte nicht, mich einigen derselben vorzustellen und mir die Namen anderer zu sagen. Es war denn da auch Alles gegenwärtig, was es damals nur berühmtes in Frankreich gab. Der Kardinal Franz von Joyeuse, welcher später die Krönung Ludwig XIII. vollzog, blickte im Purpurgewande kalt und vornehm mich an, als ich ihm präsentirt wurde. Er hatte halbkurzes schwarzes Haar, eine feine gebogene Nase und dunkeln Kinn- und Spitzbart, sprach sehr leise und meinte: ich müsse schlimmen Weg gehabt

haben durch die Ardennen „im Monat April, wo die Wasser so hoch sind.“ Franz, Graf de Bonne de Crequi, ein alter Hugenotte, fragte mich, ob es in unserm bergischen Lande noch Bären gäbe, was ich verneinte, da der letzte um 1455 geschossen worden sein soll. Maximilian de Béthüne, Baron von Rosny, Herzog von Sully, der getreue Rathgeber und Freund Heinrich IV., kam auch auf einen Stock gestützt, aber den Degen an der Seite herein. Da es im Frühjahr war, so mochten die alten Wunden des stattlichen Herrn, die er in der Schlacht bei Jvry davon getragen, wieder aufgebrochen sein. Er sah sehr leidend aus, hatte kurz geschorenes weißes Haar und einen grauen Schnur- und Spitzbart. Sein großes Auge blickte vornehm und immer mit einer gewissen Verachtung auf die Höflinge im Zimmer; selten nur spendete er einen verbindlichen Gruß, obwohl sich Alles vor ihm beugte. Als ich ihm vorgestellt wurde, war er sehr artig, ließ sich jedoch durchaus nicht auf meine Angelegenheit ein, sondern that, als habe er gar keine Ahnung von der Ursache meiner Reise nach Paris. Dagegen erzählte er mir eine Menge Eigenthümlichkeiten über die Krönung seines königlichen Freundes, welche am 27. Februar 1594 in Chartres statt gehabt hatte. Auch in Betreff der Belagerung dieser Stadt

berichtete er, daß der Magistrat derselben dem Könige nach deren Einnahme mit einer langen Rede empfangen habe, worin schließlich gesagt worden, daß der Held dieselbe „par le droit divin“ besäße. „Ajoûtez et par le droit canon“ habe Heinrich IV. gesagt und sei an ihm vorüber in die Stadt geritten.

Als wir noch mit einander sprachen, öffneten sich plötzlich die Flügelthüren des großen Saales und unter Vortritt eines Hofmarschalls und zweier in azurblau und Gold gekleideten Pagen rauschte die Königin Maria von Medicis herein, hinter ihr das kleine Cortege, welches aus einem halben hundert von Damen, Cavalieren, Pagen und Lakaien bestand.

Sie ging gerade auf die Gemächer des Königs zu, den stolzen Kopf rechts und links zum kalten Gruße neigend. Ihr purpursammet'nes Gewand mit langer Schleppe wurde von zwei Kammerpagen getragen. Es war reich mit Gold und edlen Steinen gestickt, oben enge anliegend und ließ den schönen vollen Hals frei, um den sich eine offen stehende hohe Fraise zierlich legte. Auf diesen Hals, der mit einem Diamantschmucke bedeckt war, fielen reiche blonde Locken herab, die mit Goldfäden durchflochten waren. Ihr dunkles Auge warf flüchtige, aber scharfe Blicke auf die Menge, welche sich vor ihr niederbeugte. Man sah es ihr an, daß sie zur Herrscherin

geboren. Sie verschwand bald darauf ganz allein in den Gemächern des Königs, kehrte aber schon nach einer Viertelstunde zurück und rauschte sodann abermals mit ihrem ganzen Hofstaate an uns vorüber. Ihr Gesicht war noch stolzer, aber auch ernster, wie zuvor; sie grüßte Niemand, sie sah Niemand mehr! das Gespräch mit ihrem Gemahle schien sie verstimmt zu haben.

Gleich darauf wurde ich durch Herrn von Bellegarde in das Empfangszimmer des großen Monarchen geführt.

Wir fanden den erhabenen Herrn und König am offenen Fenster stehend, welches nach der Seine hinaus ging und einen herrlichen Blick auf die Kirche von Notre-Dame und das alte Paris gewährte.

Als wir eintraten, kehrte sich Seine Majestät um und schritt, da er meiner ansichtig wurde, rasch auf mich zu. „Sie bringen einen Brief von unserm Vetter, dem Pfalzgrafen,“ sprach er. Ich übergab denselben, so wie auch den der getreuen Stände der Herzogthümer. Während der große Monarch solche las, hatte ich Gelegenheit denselben recht anzusehen. Es war ein rüstiger starker Herr, der vor mir stand und dem man die sechsundfünfzig Jahre nicht ansah. Er trug ein violettes eng anliegendes Sammetgewand, welches mit kleinen Diamantknöpfen geschlossen war. Um seine

noch schmale Taille schlang sich ein Wehrgehänge von kunstvoller Arbeit mit einem prächtigen Solinger Schwerte daran. Seine kleine zierliche Hand deckten Spitzenmanschetten und sein Hals war von einer dichten Krause umschlossen, welche ebenfalls mit Spitzen umsäumt war. Ueber den anliegenden Spenzer hing der von König Heinrich III. gestiftete heilige Geistorden an breitem blauen Bande herab.

Sein edles Haupt war ergraut und spärlich bedeckt, aber seine Brauen waren sonderbarer Weise dunkel geblieben; Schnur- und Knebelbart hingegen schneeweiß. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, die, wohl in Folge, der vielen Kriege und Strapazen, etwas gebräunt erschien. Seine Nase war scharf gebogen, wie bei einem Adler, seine Augen klar und leuchtend, und seine Haltung voll Anstand und erhabener Würde. Als er die beiden Briefe gelesen, richtete er zuerst einige Worte an mich, wie es mir in Paris gefalle u. s. w., entschuldigte sich auch, daß er mich bei den vielen Staatsgeschäften so lange habe warten lassen müssen und sagte mir schließlich:

„Saget dem Herrn Pfalzgrafen, meinem freundlich lieben Vetter und seinen getreuen Ständen, daß wir durchaus ihrem Wunsche nachkommen und Euch im Nothfalle mit rascher That beistehen wollen. Wir

werden dies in Bälde euch auch noch schriftlich bestätigen. Einstweilen haltet auf eurem Rechte, und seid versichert, daß Heinrich von Frankreich und Navarra Euch stets in Gnaden gewogen bleiben wird."

Mit diesen Worten war die Audienz beendet. Aber ich erhielt durch Herrn von Bellegarde noch ehe ich abreiste ein sehr huldvolles Geschenk: eine Gnadenkette mit dem Bildnisse des großen Königs. Es ist demjenigen, welches hier beiliegt, ganz ähnlich, jedoch wohl dauerhafter, denn es ist en émail.

Das anliegende Bild der Königin Maria von Medicis ist übrigens auch sehr gut contrefayet; es ist aber der Maler nicht im Stande gewesen die stolze und kalte Hoheit wiederzugeben, welche sich in dem Gesichte dieser Fürstin ausprägte. Die vier Bildnisse sind ein Geschenk des Herrn von Bellegarde, der scherzhafter Weise sagte, daß er mir, weil ich mich so sehr dafür interessire, drei der schönsten Frauen und den größten König zum Andenken geben wolle.

Nach Düsseldorf zurückgekehrt, verkündete ich unserm gnädigsten Herrn, dem Herzoge Wolfgang Wilhelm, so wie den Landständen die frohe Botschaft. Zu Anfang des Monats Juli kam denn auch schon ein vom 30. Juni 1609 datirtes Schreiben des Königs an,

worinnen uns Heinrich IV. ein nicht unbedeutendes Kriegsheer alsobald zusagte

Einige Zeit darauf rüstete er denn auch wirklich ein Heer um uns damit zu Hülfe zu kommen, und war gerade im Begriffe sich selbst als Anführer an die Spitze desselben zu stellen, als die Königin dies dadurch hinausschob, daß sie gleichwie ihr Gemahl, der sie während seiner voraussichtlichen längern Abwesenheit zur Regentin erklärt hatte, feierlichst gekrönt zu werden wünschte. Diese Krönung der Königin Maria von Medicis fand denn auch am 13. Mai 1610 statt. Tages darauf aber ward König Heinrich IV. von Frankreich und Navarra durch Franz Ravaillac, einem Visionär und Glaubensschwärmer, meuchlings ermordet und damit endeten all' die großartigen Pläne und Entwürfe dieses unsterblichen Fürsten und edlen Mannes.

Neunte Abtheilung.

Aus der Hauspostille. Der katholische Rothfuchs. Ein frommes Gebet. Die Vermählung. Der Fackelreigen. Bei den Jesuiten. Die Durchlauchtigkeit der Bayerfürsten und die Durchlauchten per consuetudinem. Ankunft und feierlicher Einzug in Düsseldorf. Herzog Wolfgang Wilhelm wird katholisch. Der doppelte Tausch. Das Porte-Jäntche. Der Heilbrunnen und der Jesuitenkeller. Ambrosius Spinola. Adam von Schwarzenberg. Eine Reise nach Neuburg. Aussichten auf einen jungen Herzog. Der 15. November 1615. Un garçon tout rose.

Als ich am nächsten Feiertag — es war ein hoher protestantischer Festtag — etwas früher wie gewöhnlich zur alten Großtante kam, gewahrte ich Niemand im Vorzimmer, noch im Wohnzimmer. Nach einigem Zögern schritt ich durch beide hindurch, trat in die Schlafstube der alten Dame und fand Sybilla, ihr Faktotum, hart an der Seite ihrer Herrin auf einem Schemel sitzend, eine große mit messing'nen Klammern beschlagene Hauspostille auf dem Schooße.

Setze dich, mein Kind, sprach Christiane Höninghaus, und höre ein wenig zu; das Kapitel wird gleich zu Ende sein. Ich that, wie sie befohlen, vernahm noch einige schöne zum Guten ermahnende Reden aus dem dicken Buche, und horchte in Gedanken verloren noch immer auf, als die alte Dienerin dasselbe schon längst zugemacht und in den Schrank gelegt hatte.

Die Leute sagen, weil sie mich nicht mehr in der lutherischen Kirche sehen, ich sei im Dienste meiner frommen Fürstin katholisch geworden, sprach die Kammerfrau. Aber man braucht nicht förmlich den Glauben zu wechseln, und kann doch für die Mutterkirche, denn das ist ja die katholische der protestantischen, innige Sympathien hegen und das Gute in ihr anerkennen. Uebrigens muß ich dir sagen, fuhr die Großtante fort, daß mir nichts über eine gute deutsche Predigt geht, sei dieselbe nun gedruckt, oder sei es ein Protestant oder ein Katholik, der sie abhält. Doch davon später einmal mehr, liebe Anna. Ich fühle mich heute recht wohl und will dir nun auch die fernere Geschichte unsres gnädigsten Herzogs und Herrn, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, erzählen, so wie mir Fräulein von dem Bongart und andere alte Leute darüber berichtet haben. Das Leben dieses erhabenen Fürsten war so eigenthümlich, so viel bewegt und er

selbst so groß und edel, so stark und thatkräftig in allen seinen Handlungen. Doch höre jetzt, geliebte Anna, was sich vor hundertfünfzig Jahren ergab.

Als Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Berlin nach Neuburg zu seinem Herrn Vater, dem alten Herzog Philipp Ludwig kam, zürnte derselbe sehr und schalt seinen Sohn, daß er bei Kurfürst Sigismund Alles selbst verdorben habe. Er habe als guter Politiker die Braut ohne großen Brautschatz nehmen, dann den rechten Zeitpunkt erfassen und sich der ganzen Jülich'schen Erbschaft bemächtigen sollen. Nachdem nun Pfalzgraf Wolfgang darauf erwiederte, daß die Prinzessin keineswegs sehr hübsch und auch von den Blattern entstellt gewesen sei, da tobte der alte Herzog los: „Nun, so gehe er in Gottes Namen nach München und hole er sich den katholischen Rothfuchs, die wird ihm schöne zweischlächtige Kinder und auch das Kreuz in's Haus bringen."

Wolfgang Wilhelm ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern reiste schon andern Tages dahin ab. Er fand die herzlichste Aufnahme bei seinem Jugendfreunde Maximilian, aber derselbe verwies ihn an seinen Vater in Betreff der Prinzessin Magdalena. Der alte Herzog Wilhelm lebte schon damals, nur um ungestört frommen Uebungen obliegen zu können, ganz

entfernt von allen Regierungsgeschäften, die er bereits seit 1597 ganz seinem Sohne Maximilian überlassen hatte. Milde und willig hörte er die Wünsche des Pfalzgrafen an und sagte ihm alsobald die Hand der geliebten Tochter zu, jedoch nicht ohne die Bedingung zu stellen, daß die aus dieser Ehe entspringenden Kinder im katholischen Glauben erwachsen müßten. „Wir werden täglich zu Gott beten, daß er auch Euch erleuchte und zur allein seligmachenden Kirche zurückführe" fügte der alte fromme Fürst hinzu.

Die Prinzessin Magdalena hatte von ihrem Bruder die Anwesenheit und die Absicht des Pfalzgrafen erfahren und verfolgte nun mit Bangen die Schritte desselben bis zur Entscheidung. Als sie aber vernahm, daß ihr Vater eingewilligt und daß sie die Braut des geliebten Vetters werden sollte, da entstürzten Freudenthränen ihren Augen, rasch ergriff sie ihr Gebetbuch, bedeckte ihr Gesicht mit einem Schleier und eilte durch die langen Gänge der Hofburg in die alte Schloßkapelle, wo sie sich vor dem Bildnisse der Mutter Gottes niederwarf und inbrünstige Dankgebete zum Himmel emporschickte. —

Einige Tage darauf hatte denn auch die feierliche Verlobung statt. Gieb mir doch, sprach die Großtante sich unterbrechend, aus dem Schranke das Buch in

Folio, welches neben dem Werke von Graminäus steht. Es ist in Pergament gebunden und zwar in die Blätter eines alten Meßbuches aus jener Zeit, wo man nur auf vier Linien die Noten schrieb, statt wie jetzt auf fünf. Oben auf ist in der Ecke auch das Bayerische Wappen eingedruckt. Es stammt aus der Privatbibliothek der Herzogin und war bis zum Tode des Kurfürsten Johann Wilhelm hier im Schlosse verblieben; nachher habe ich es mit Erlaubniß meiner gnädigsten Herrin an mich genommen und aufgehoben. Ich holte das Buch, wie Christiane Höninghaus befohlen, schlug es auf und las den Titel:

Beschreibung und kurze Radirte entwerffung der Fürstlichen Hochzeit des Durchleuchtig und Hochgeboren Fürsten und Herrn, Herrn Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Graf zu Veldentz und Sponheim, mit der Durchleuchtigsten und Hochgeboren Fraw Magdalena, Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin in Ober- und Niederbayern zu München im sechszehnhundert und dreizehnten Jahres den zwölften November. In's Werk versetzt durch Wilhelm Peter Zimmermann, und in's Kupfer geradirt zu Augsburg 1614.

Es würde zu sehr aufhalten, sprach die Großtante, wenn du, liebe Anna, dieses Buch durchlesen wolltest.

Betrachte nur die höchst mittelmäßigen, aber besonders wegen der Costüme interessanten Radierungen, und vernimm, was ich dazu erzählen will.

Der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg machte kein sehr erfreuliches Gesicht, als sein Sohn Wolfgang nach Hause kam und ihm seine Verlobung mittheilte. Die Pfalzgräfin Anna hingegen, welche noch immer der katholischen Kirche hold war, freute sich sehr darüber, um so mehr als daraus für unser geliebtes Herzogthum Berg, ihr Stammland, „rein katholische Herzöge" wieder entsprossen würden. Sie nahm es auch über sich ihren Gemahl zu bereden, mit ihr persönlich der Vermählung beizuwohnen. Da dieselbe am 12. November 1613 statt haben sollte, so machte sich schon zu Anfang des Monats der alte Pfalzgraf, seine Gemahlin, der Bräutigam und dessen beide Brüder, so wie die meisten Edelleute des Hofes und der Pfalzgrafschaft im Geleite von vierhundert Mann Haustruppen 'gen München auf und gelangten am 9. etwa eine Meile vor der Stadt an, wo sie in einem vom Herzog Wilhelm bereiteten Feldlager abstiegen und übernachteten.

Andern Tages, den 10. November, hatte von dort die feierliche Einholung des Bräutigams und seiner Verwandten durch den Bruder der Braut, Herzog

Maximilian und über sechshundert Mann Edelleute, Hofstaat, Carabiniere und Bürgerschaft statt. Der Einzug in München geschah in feierlichster Weise, unter dem lauten Jubel des Volkes. Die Fürstlichkeiten waren fast alle zu Pferde. Der alte Pfalzgraf hingegen in einer reichverzierten mit dunkelgrünem Sammet und Gold ausgeschlagenen Kutsche. Nebenher sechs Pagen in dieselben Farben gekleidet. Die Pfalzgräfin wurde in einer Sänfte getragen. Mehrere „Gutschen" mit Frauenzimmer folgten. Den Beschluß machten die Carabiniere des Herzogs Maximilian, reich in Blau und Silber gekleidet, hoch zu Roß mit prächtigen Waffen.

Herzog Wolfgang hatte seiner Braut zur Liebe einen rothen sammet'nen Pourpoint angelegt, darüber einen ebenfalls rothen Sammetmantel, beides im spanischen Schnitte, reich mit Gold gestickt. Auf seinem Hute wehten rothe und weiße Federn. Der hohe stattliche Herr sah in diesem reichen Anzuge wunderbar schön aus. Sein feuriges Auge blickte dabei heiter und selbstbewußt zu den Fenstern der Kaufingergasse, wo der Zug zuerst eintraf, empor, und manches hübsche Münch'ner Mädchen mochte die Prinzessin Magdalena um ihn beneiden.

An den untersten Stufen der Schloßtreppe wurden die hohen Herrschaften vom alten Herzoge Wilhelm

und der Gemahlin Herzog Maximilians, so wie der Prinzessin Magdalena und dem Hofstaate: der Gräfin Solms, Fräulein von Geroldseck, von Falkenstein u. s. w. empfangen. Magdalena selbst sah reizend schön aus im — rothen Atlasgewande mit Rubinen im Haar und eine rothe Rose in der rechten Hand. — Herzog Wolfgang beugte sich tief vor ihr, ergriff ihre Hand, küßte dieselbe, legte sodann ihren schönen weißen Arm in den seinigen und führte die holde Braut, welche überglücklich war, die Treppen hinauf zum Banketsaale, wo dann im Familienkreise die Mahlzeit eingenommen wurde, deren sich jedoch Pfalzgraf Philipp Ludwig und seine Gemahlin wegen Anstrengung von der Reise gänzlich entschlugen.

Anderen Tages, den eilften, verbrachte man in den Zimmern ohne irgendwie Festlichkeiten zu begehen. Am 12. November aber fand dann die Vermählung des hohen Paares in der Kirche zu Unsrer Lieben Frauen durch seine Fürstlichen Gnaden Herrn Hans Christoph, Probst und Herr zu Elwang, Bischof zu Aichstet feierlichst statt.

Im prächtigsten Festzuge war man vom Schlosse in die Kirche gezogen, wo der Bischof mit einer großen Zahl von Geistlichen schon anwesend. Braut und Bräutigam erschienen diesmal beide ganz weiß gekleidet:

er in weißen Sammet und sie in weißen Atlas. In den rothen Locken der Fürstin aber funkelte es von Diamanten und Perlen. So kniete sie nieder auf das Sammetkissen, beugte ihr schönes Köpfchen, betete und bebte das „Ja“ heraus, als der Bischof seine eigene Stola um ihre und Wolfgangs Hand schlang. Thränen aber entströmten ihren Augen, wie der fromme Priester mit den Worten schloß: Matrimonium hoc contractum, Ego confirmo et benedico in nomine Patris et filii, et spiritus sancte, Amen.

Meine gnädigste Herzogin ist nur katholisch getraut worden, meinte das Hoffräulein von dem Bongart, und das war vollkommen genug, denn der Priester hatte seinen christlichen Segen darüber gesprochen. Das Zweimaltrauen, einmal katholisch und einmal lutherisch, hat bei gemischten Ehen immer etwas Komisches. Das zweimal die Ringe wechseln kommt mir vor, als ob man sie einmal gäbe und das andere Mal wiedernähme. Ich würde mich auf diese Weise gar nicht für richtig getraut halten und fürchten, wenn eine neue Religionssecte aufkäme und Verbreitung fände, mich nochmals, zum dritten Mal verheirathen lassen zu müssen.

Nach der Trauung bewegte sich der Festzug in feierlichster Weise wieder in die Hofburg, jedoch mit dem Unterschiede, daß Wolfgang Wilhelm, statt

das weiße, kostbar geschirrte Hochzeitspferd wieder zu besteigen, neben seiner Gemahlin in der Kutsche Platz nahm.

In der herzoglichen Hofburg angekommen, begann nun die festliche Hochzeitsmahlzeit, bei welcher das junge Ehepaar oben an der Tafel saß, Musik ertönte und lauter Jubel die Glücklichen umrauschte. Nach der Mahlzeit begaben sich die hohen Herrschaften in den Herkulessaal, der zum Tanze vorgerichtet war. Dieser Saal wurde also benannt, weil dessen Wände mit kostbaren Teppichen bedeckt waren, die Scenen aus dem Leben des Herkules vorstellten. Der Tanz begann mit dem in hohen fürstlichen Häusern gebräuchlichen Fackelreigen und es tanzten bei dieser Gelegenheit vier Grafen dem erlauchten Hochzeitspaare voraus. Gegen Mitternacht endete das Fest, indem die höchsten Herrschaften den jungen Gatten das Geleite bis in's Brautgemach gaben, wo Herzog Wilhelm einen feierlichen Segen über dieselben sprach, und die Andern mit ernster oder schelmischer Miene sich verabschiedeten.

Am andern Tage besuchte das junge Fürstenpaar das Antiquarium, welches Herzog Albrecht schon eingerichtet und das „allerhand schöne Antiquen zeiget", lustwandelte sodann im Thiergarten, wohnte darauf einem Ringelrennen im Schloßhofe bei und begab sich

schließlich abermals zu einer großen Mahlzeit, welcher wiederum ein Tanz folgte. Am 14. November besuchten die Fürsten die sogenannte reiche Kapelle, wo der Schatz des bayerischen Hauses: die Kronen und Gewänder, der Schmuck und die Kleinoden der alten Herzöge bewahrt wurden. Dann speisten sie im Familienkreise zu Mittag und sahen letzlich einem Quintanstechen und Spießbrechen im Schloßhofe zu.

Am fünfzehnten fuhren sie in's Ballhaus, wo man sich im Ballspiel ergötzte, und von da zu den Jesuiten, wo sie oben im Saal ein Tragediam angesehen. Es stellte diese Tragödie den Martyrtod der unglücklichen Königin Maria von Schottland dar, welche noch nicht sehr lange vorher der Rache der Königin Elisabeth zum Opfer gefallen. Dieselbe war von einem edlen Schotten: Robert Türner, einem englischen Flüchtling, verfaßt, den Herzog Wilhelm in Ingolstadt als Professor angestellt hatte.

Nachdem dieses Schauspiel beendet, fuhr man abermals zur Mahlzeit, wobei ein „Harfenspieler" aufspielte. Als dieselbe zu Ende war, beabschiedete sich der Adel feierlichst bei den Neuvermählten, die nun in Bälde abzureisen gedachten. Der Hof hatte von Herzog Wilhelm den Befehl erhalten, dem Herzog und der Herzogin von Jülich, Cleve und Berg alsbald nach der

Vermählung den Titel „Durchlaucht" zu geben, wie dies Herzog Wilhelm noch nicht lange vorher bei sich, seiner Gemahlin und seinen Kindern eingeführt hatte. Es war nämlich bis vor kurzer Zeit in Bayern bei dem uralten Fürstengeschlechte der Wittelsbacher nur der Titel „Fürstliche Gnaden" eingeführt gewesen, während die Fürsten aus dem Stamme des Grafen Rudolph von Habsburg sich fast schon ein Jahrhundert lang den Titel „Durchlaucht" geben ließen. Herzog Wilhelm, sowohl wie Herzog Maximilian hatten jedoch in letzterer Zeit auf den Reichstagen in Regensburg mehrmals kleine Streitigkeiten in Betreff des Ranges der Erzherzöge und über den Vortritt (le pas) gehabt und sich in Folge dessen entschlossen, sich des ihnen zukommenden Titels auch nicht länger zu entschlagen.

Die österreichischen Erzherzöge waren in ihrer Anmuthung so weit gegangen, daß sie den Herzog Wilhelm V., als er noch in jüngern Jahren aber schon regierender Herr war, veranlassen wollten, hinter seinem Oheim, dem Erzherzoge Karl, herzugehen. Dies aber veranlaßte den Fürsten zu der lauten Aeußerung: „daß die von Bayern Fürsten gewesen, lange bevor die von Oesterreich es geworden und daß Oesterreich bei Bayern gedient habe" und er entschloß sich alsobald auch den höheren Titel zu adoptiren. Besonders

charakteristisch war jedoch das, was Herzog Wolfgang Wilhelm in Betreff der Durchlauchtigkeit der Grafen von Habsburg anzuführen beliebte. Sie führen ihre Durchlaucht nur „per consuetudinem“ meinte er, über welche Aeußerung selbst der alte Herzog Wilhelm herzlich lachte und Maximilian beifügte, „daß man diesen Herren gar Vieles belassen habe, was ihnen eigentlich gar nicht zukomme, und daß sie gern noch alles Mögliche sich aneignen würden, wenn man nicht offene Augen und ein Schwert hätte.“

Einige Tage nach der Hochzeit trat das neuvermählte Paar seine Abreise nach Düsseldorf an, wo dasselbe am 27. November 1613 unter dem Geläute aller Glocken und dem Jubel des Volkes eintraf. Ich war damals noch ein kleines Mädchen, erzählte Fräulein Odilia von dem Bongart, aber ich erinnere mich noch ganz wohl, wie ich von dem Hause des Geheime-Raths von Böll, der am Markte wohnte, diesen Einzug mit ansah. Die Straßen und der ganze Marktplatz waren dicht mit Menschen bedeckt, welche grüne Tannenzweige, die sie im Bilkerbusch und am Grafenberg gebrochen hatten, in den Händen hielten und Vivat riefen. Der Herzog und die Herzogin saßen in einer vierspännigen mit weißen Schimmeln bespannten und mit grünem Sammet ausgeschlagenen Kutsche. Der

Herzog trug ein violettes Sammetmieder mit schwarzen Puffen und kleinen schwarzen Knöpfen, dazu einen violetten spanischen Mantel und einen sogenannten Herzogshut, welcher, hoch und rund, auf einer Seite aufgeklappt und mit einer Diamantagraffe und einer blauen und einer weißen Feder geschmückt war. Die Herzogin Magdalena war in rosenrothen Atlas gekleidet, darüber fiel ein dunkelrother Mantel mit Hermelin. Auf dem Kopfe hatte sie eine Art Toque, welche Perlen und Edelsteine reich verzierten. Ihr röthliches Haar schlang sich in schlichten Locken ganz natürlich um ihr von Glück und Freude strahlendes niedliches Gesichtchen. Sie grüßte holdselig nach allen Seiten und unterhielt sich mit den Edelleuten und Bürgern der Stadt, welche prächtig gekleidet sie eingeholt hatten und stolz auf ihre schöne Herzogin den Wagen umritten. Herzog Wolfgang blickte bald freundlich grüßend, bald ernst und sinnend auf die geliebte Gattin, oder auf die Menge, welche jubelnd den Wagen und die ihm folgenden Kutschen umdrängte.

Im alten Schlosse am Rheine hatte man für die Herrschaften reiche und geschmackvolle Gemächer zurecht gemacht. Ein eigener Zimmermaler und ein Tapezierer war von München aus hergesendet worden. Er hatte fast Alles, was sich von den frühern Herrschaften dort

vorfand, mehr oder minder beseitigt, die Stühle neu gepolstert, die Wände neu bekleidet u. s. w. Nur der Rittersaal, wo die Ahnenbilder der alten Herzöge hingen, war unverändert geblieben. Auch hatte man den Sarg des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm, welcher bisher mit Blei umkleidet in der Kapelle gestanden, wo er mit Jakobea von Baden seiner Zeit getraut worden war, von da ab in die sogenannte italienische Kapelle gebracht und dort provisorisch eingestellt, indem man hinter dem Hochaltar ein Gewölbe von etwa drei Fuß Höhe über ihn aufmauerte.

Die junge Fürstin gefiel sich unendlich in Düsseldorf, wo Alles: Bürger und Edelleute, Hof und Dienerschaft sich bestrebte ihr nach den Augen zu leben. Leider aber sollte dieses Glück nur zu bald durch äußere Umstände gestört werden. Wolfgang Wilhelm hatte sich nämlich seit seiner unglücklichen Reise nach Berlin ganz und gar mit Brandenburg entzweit und alles Mögliche ersonnen, um den Markgrafen Ernst von Brandenburg, den Stellvertreter des Kurfürsten Sigismund, ganz aus Düsseldorf und von der Regierung zu entfernen. Dies war ihm denn auch durch seine Feinheit und Schlauheit gelungen, und sowohl der Markgraf, wie später der Kurprinz Georg Wilhelm residirten fortan in Cleve. Als aber Wolfgang Wil-

helm zu Anfange des Jahres 1614 eine kleine Reise nach Jülich angetreten hatte, versuchte Letzterer plötzlich sich mit vierhundert Mann, mit zweiundzwanzig Leitern und zwei Mauerbrechern der Stadt Düsseldorf zu bemächtigen. Die pfalzneuburgischen Truppen aber waren auf der Hut, die getreuen Bürger bewaffnet auf den Wällen und empfingen die Feinde so, daß dieselben nur unverrichteter Sache abziehen mußten. Obwohl nun Kurfürst Siegismund zu diesem Angriffe gar keine Ordre gegeben, so war Herzog Wolfgang Wilhelm darüber doch sehr entrüstet, schloß sich jetzt mehr wie je an die Spanier und den Kaiser an und spanische und kaiserliche Truppen besetzten das Jülich'sche, während das Herzogthum Cleve von Holländern, den Alliirten des Kurfürsten von Brandenburg, förmlich überschwemmt wurde.

Uebrigens lebten die fürstlichen Ehegatten im vollkommensten Glücke, welches der Herzog Wolfgang Wilhelm noch besonders dadurch erhöhte, daß er am 15. Mai 1614, durch den Generalvikar Wilhelm Bont unterrichtet, in der Schloßkapelle zu Düsseldorf das katholische Glaubensbekenntniß vor demselben feierlichst ablegte, auch noch an demselben Tage mit seiner Gemahlin in der Sanct Lambertuspfarrkirche das heilige Abendmahl genoß. Fast um dieselbe Zeit ging Kur-

fürst Siegismund von Brandenburg von der lutherischen zur reformirten Religion über, was Herzog Wolfgang im Scherz zu dem Ausspruche veranlaßte: „Wir haben Beide getauscht und doch dabei an Land und Leuten weder verloren, noch gewonnen.“

In demselben Jahre kam es auch leider wieder zu offenen Feindseligkeiten zwischen den beiden Fürsten und deren Alliirten. Eine Menge kleinerer Gefechte und Belagerungen hatten statt, von welchen ich aber nur eine einzige Geschichte behalten habe, die zu interessant ist, um vergessen zu werden und jedenfalls zeigt, wie sehr beliebt unser Herzog bei seinen Unterthanen war. Die Holländer hatten nämlich im Namen des Kurfürsten von Brandenburg das Städtchen Goch bei Wesel besetzt, während die Spanier von dem nahen Xanten Besitz ergriffen. Der Stadtpförtner zu Goch aber, scherzweise Porte-Jäntchen oder Pfortenhännschen benannt, welcher dem Herzoge Wolfgang Wilhelm treu zugethan war, schickte Abdrücke der Stadtschlüssel nach Düsseldorf und setzte sich mit den Spaniern in's Benehmen, um ihnen die Stadt zu überliefern. Da betrafen ihn zu seinem Unglück die Holländer, als er eben den Stadtgraben sondirte und warfen ihn in's Gefängniß. Porte-Jäntchen aber mochte die Holländer kennen und einen schrecklichen Tod befürchten,

denn er hatte vorher in seiner Halskrause Gift zu verbergen gewußt, welches er im Gefängniß zu sich nahm und alsbald unter schrecklichen Schmerzen verstarb, jedoch nicht ohne einem katholischen Priester gebeichtet und die Absolution erhalten zu haben. Obwohl todt, vollzog man dennoch an seinem Körper eine furchtbare Strafe, welche der Holländische Gouverneur: Lambert Charles diktirt hatte. Sein Leichnam wurde nämlich geviertheilt an den vier Enden der Stadt in Ketten aufgehangen und sein Kopf auf das Vosthor gesteckt.

Die Herzogin Magdalena weinte bitterlich, als sie den Tod des treuergebenen Dieners vernahm. Sie ließ Seelenmessen für ihn lesen und legte heimlich für einen ganzen Tag ein schwarzes Gewand an „weil er gar so getreu gewesen, und auch im katholischen Glauben verstorben sei,“ was eben nicht häufig war, weil Cleve, Wesel und die Umgegend fast ganz dem Calvinismus ergeben waren.

Kurze Zeit nach der traurigen Geschichte des Porte-Jäntchen traf in Düsseldorf der berühmte spanische Feldherr Marquis Ambrosius Spinola ein. Die Niederländer und Spanier hatten im Jahre 1609 einen vorläufigen Waffenstillstand abgeschlossen, was jedoch beide Theile nicht abhielt in unsere Herzogthümer, die einen in Cleve, die andern in Jülich einzudringen, die-

selben zu brandschatzen, sich kleine Schlachten zu liefern und überall vollkommen die Herren zu spielen. Spinola, der Oberfeldherr der Spanier, erschien als ein tüchtiger Soldat und Diplomat überall wo es galt, neues Terrain zu erobern.

Derselbe war ein höchst merkwürdiger, origineller Mensch, und wie Fräulein von dem Bongart behauptete, ein Royalist corps et âme. Schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre hatte er nach Art der alten italienischen Condottieri für eigene Rechnung über neuntausend Mann Truppen zusammengebracht, nach den Niederlanden geführt und dem Könige Philipp II. von Spanien dort damit die wesentlichsten Dienste geleistet. Seine Eroberung von Ostende ist ein in der damaligen Zeitgeschichte ganz merkwürdiges Faktum. Zwei Jahre hatte Albrecht von Oesterreich vergeblich davor gelegen und nur wenige Monate brauchte Spinola, um es zu erobern; aber die schöne Stadt und ihre trefflichen Festungswerke waren ein Schutthaufen, welcher nur kranke und halbverhungerte Menschen barg. Der tapfere Feldherr, der um 1614 etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, war persönlich jedoch keine heldenhafte Erscheinung. Er war eher klein, wie groß und sehr mager. Von seinem Gesichte bemerkte man zu allererst die lange spitze Nase und dann

zwei breite Backenknochen, über die eine schmutzig-gelbe Lederhaut gezogen zu sein schien. Nur seine Augen, welche lebhaft und feurig blitzten, charakterisirten den unternehmenden Mann und muthvollen Krieger. Dazu trat das Einschmeichelnde seiner Rede und der angenehme Ton der Stimme, die ihn jedenfalls auch zum diplomatischen Unterhändler geeignet machten.

Der Marquis von Spinola pflog mit Wolfgang Wilhelm vielfach geheime Unterredungen und verließ Düsseldorf erst, nachdem er von des Herzogs Durchlaucht mit allerlei Aufträgen für Brüssel und Madrid beehrt worden war.

Bald nach der Abreise Spinola's traf in Düsseldorf von brandenburgischer Seite der Geheime-Rath Adam von Schwarzenberg, Sohn des Generals Adolph von Schwarzenberg ein. Dieser Staatsmann, ein geborener Oesterreicher, war durch Markgraf Ernst von Brandenburg in preußische Dienste gekommen, aber Kurfürst Sigismund konnte ihn nicht besonders leiden und schalt ihn heimlich einen Verräther. Der Kurprinz Georg Wilhelm hingegen, welcher als Statthalter in Cleve verweilte, hielt ihn sehr hoch, machte ihn auch nach seines Vaters Ableben, welches am 23. Dezember 1619 erfolgte, zu seinem Staatsminister und Oberstkämmerer. Dieser Schwarzen-

berg war und blieb aber der Kundschafter Oesterreichs, an dessen Hinterlist er seinen Wohlthäter verrieth. Er war überaus habgierig, und ich vermuthe, daß Wolfgang Wilhelm ihm später auch viel Geld gegeben. Damals, als er zum ersten Mal nach Düsseldorf kam, wollte er nur „wegen einer ganz kleinen unbedeutenden Angelegenheit gekommen sein". Ich erinnere mich sehr wohl seiner heimtückischen Physiognomie, seiner lauernden, stechenden Augen, obwohl ich erst eilf oder zwölf Jahre alt war, sprach Fräulein von dem Bongart. Er hatte etwas so entschieden Nichtswürdiges in seinem Gesichte, daß jedem Kinde vor ihm bange wurde. Was der Kurprinz jedoch von Herzog Wolfgang Wilhelm erwünscht hatte, das löste er auf's Beste; dann aber reiste er von Düsseldorf nach Heidelberg, wo er für Georg Wilhelm den Heirathscontract mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Pfalz-Bayern, einer Schwester des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, des späteren böhmischen Winterkönigs, abschloß.

Bald nachher, am 21. Februar 1615, sah sich Herzog Wolfgang Wilhelm veranlaßt eine Reise nach Neuburg anzutreten, woselbst am 12. August 1614 sein Vater, der alte Herzog Philipp Ludwig mit Tode abgegangen war. Derselbe hatte nämlich über das Katholischwerden seines ältesten Sohnes sehr gezürnt,

ein Testament hinterlassen, welches für Wolfgang Wilhelm nicht günstig war, obwohl es ihm keine eigentlichen Rechte entzog. Es enthielt überdies eine arge Mahnung an die beiden jüngern Söhne nicht dem Beispiele ihres Bruders Wolfgang Wilhelms zu folgen und eine Art von Segensspendung für sie, die er dem ältesten Sohne versagte.

Wolfgang Wilhelm traf mit seiner geliebten Gemahlin unter dem Jubel der Bevölkerung Anfangs März in Neuburg ein, ergriff dort selbst die Zügel der Regierung und reformirte nun in seinem angestammten Erblande nach Herzenslust. Unter seinem Schutze zogen bereits im Monat Juli die Jesuiten in Neuburg ein und es hatte sodann bald nachher das berühmte Neuburger Colloquium statt, wo Pater Keller aus der Gesellschaft Jesu dem reformirten Prediger Dr. Heilbrunner den Beweis zu geben versuchte, daß derselbe nicht allein am Heilbrunnen des Lebens geschöpft und, daß beim Jesuiten Keller auch noch mancherlei Heilsames zu holen sei.

Die Herzogin Magdalena nahm an alle diese Streitigkeiten keinen Antheil, sondern lebte still und zurückgezogen entweder in Neuburg oder in Grünau, dem alterthümlichen Lustschlosse, wo ihr Gemahl in

jüngern Jahren die Bekanntschaft ihres Bruders, des Herzogs Maximilian gemacht hatte. Von diesem Schlosse schrieb sie dem geliebten Gatten wöchentlich mehrere Mal 'gen Neuburg. Auch kam er zuweilen hinüber, was jedoch bei der Ueberhäufung mit Staatsgeschäften nicht allzuoft geschah. Wer schildert jedoch die Freude des Herzogs, als er am 10. Juni einen Brief seiner geliebten Magdalena empfing, worin sie ihm mittheilte, daß sie sich Mutter fühle. Zu Pferde steigen und von einem einzigen Diener begleitet nach Grünau hinüberzureiten, war sein Erstes. Dort aber schloß er die geliebte Gattin triumphirend an seine Brust und Freudenthränen erglänzten in beider Augen.

Einige Monate nachher, am 15. November 1615, gebar die Herzogin Magdalena im Schlosse zu Neuburg einen Sohn, welcher bei der heiligen Taufe die Vornamen seiner beiden Großväter: Philipp Wilhelm erhielt und ein sehr starker, schöner Knabe war. Zu Anfange des Jahres 1616 traten dann Wolfgang Wilhelm und seine Gemahlin mit ihrem kleinen Sohne die Rückreise nach Düsseldorf an, trafen aber erst, da die Reise des Kindes wegen sehr langsam von statten ging, am 5. Februar auf dem Schlosse zu Benrath bei Düsseldorf ein.

Als die Düsseldorfer vernahmen, daß ihr Herzog

und ihre liebe gnädige Herzogin daselbst angekommen sei, machten sich sich mehrere Hundert Mann stark, per pedes apostolorum auf den Weg, nach dem etwa zwei Stunden von der Residenz entfernten Schlosse. Dem Zuge voran schritten die Mitglieder der uralten Sanct Sebastiansschützengilde, welche stets den regierenden Herzog zum Protector gehabt hatte. In Benrath angekommen, stellten sie sich im Schloßhofe auf und ihr Jubel rief bald den Herzog und die Herzogin herbei. Der Schützenkönig, welcher zuletzt im Vogelschießen beim Sanct Sebastianfeste den Preis davon getragen, trat, geschmückt mit allen möglichen silbernen und vergoldeten Schilden, welche die alten Herzöge und Herzoginnen und sonstige hohe Personen in die Lade geschenkt hatten, vor, und hielt eine begeisterte Rede, die mit endlosen: „Vivat der Herzog und die Herzogin, Vivat der junge Pfalzgraf!" geschlossen wurde. Die liebenswürdige Fürstin stand an ihren Gemahl gelehnt auf dem Balkone und winkte mit einem weißen Tuche dem Volke Dank zu. Die Bürger tanzten vor Freude im Schloßhofe umher und jubelten. Einer von ihnen nahm den silbernen Schild, den die unglückliche Herzogin Jacobea der Gilde wenige Jahre vor ihrem Tode verliehen, und der die Inschrift trägt: Jacobea, Herzogin zu Jülich, Cleve und Berg, geborene Markgräfin

zu Baden 1595*), und sprach: „Wer ös dat geven, dei was ös god; wer ös en Jongen geven hät, de sall ös dat Levste sinn op de Weld!" Welches auf hochdeutsch etwa heißen würde: Wer uns das gegeben hat, der war uns gut; wer uns aber einen jungen Herzog gegeben hat, der soll uns das Liebste auf der Welt sein.

Die Herzogin Jacobea war nämlich sehr beliebt bei den Bürgern gewesen, hatte stets den öffentlichen Volksvergnügen beigewohnt und namentlich der Sebastiansschützengilde viel Huld bewiesen. Eine Deputation derselben hatte deßhalb auch die Herzogin mit zu Grabe geleitet, und das Andenken an ihre Güte und Holdseligkeit war im Volke wach geblieben.

Die Herzogin Magdalena hatte besonders die Aehnlichkeit mit der Jakobea, daß sie stets heiter und voller Freundlichkeit war, daher denn auch der Jubel der Bürgerschaft gar nicht endete, als sie am 15. Februar 1616 mit ihrem Sohne, dem jungen Pfalzgrafen auf dem Arme wieder in Düsseldorf einzog.

---

*) Derselbe befindet sich jetzt, im Jahre 1859, noch immer in der Lade der Schützengilde, denn der Sanct Sebastianusverein besteht noch immer, aber sein langjähriger Protector, der edle, hochgebildete Prinz Friedrich von Preußen, welcher das Alte und Hergebrachte so sehr zu schätzen wußte, weilt nicht mehr in Düsseldorf. A. d. V.

Wie das Hoffräulein Jacobea Odilia von dem Bongart von diesem Prinzen berichtete, so war er: un gros garçon tout rose, habillé en rose, sous une couverture rose, qui même sans être prince, eut paru quelque chose!

Zehnte Abtheilung.

Nochmals Dietrich von Hall. Ce que bon te semble. Das Dhünthal. Lunaria rediviva. Die Ueberreste des Schlosses Berga. Das Kloster Altenberg. Bischof Wichbold von Culm. Reinold, der Steinmetzkönig. Das Kapitelhaus. Cäsarius von Heisterbach. Der Cisterzienser und sein Ordenskleid. Das Eselsfest. Die heilige Ursula. Der Jungfernacker. Spiritus fornicationis. Der Rückenwirbel.

Ich muß, sprach am nächsten Sonntage die Großtante zu der Großmutter, dich unterrichten, liebe Anna, daß das, was ich dir bei deinem letzten Besuche erzählt, mir nachträglich noch viel Nachdenken verursacht hat. Es ist wirklich fast etwas Komisches, so ganze Jahrhunderte aus mündlichen Erzählungen rückwärts in den Lauf der Zeiten zu blicken, besonders aber dann, wenn die Person, welche berichtet, die Geschichten schon selbst nicht mehr mit erlebt hat. Bei dem dir Erzählten waltet jedoch der Vortheil ob, daß die Dame, von welcher ich die hübschen Geschichten von dem Ende des sechszehnten und aus dem siebenzehnten Jahrhundert ver-

nommen habe, dieselben entweder selbst erlebt, oder wenigstens von glaubwürdigen Leuten so vernommen hatte, wie sie solche wiedergab.

Was ich auch erzähle, liebste Jungfer, sagte Fräulein von dem Bongart um das Jahr 1702 oder 1703 zu mir, habe ich zwar nicht Alles selbst erlebt und erfahren, aber ich habe es von meinen Eltern und andern wahrhaftigen Personen berichten hören. Meine eigenen Erlebnisse, so fern es nicht flüchtige Eindrücke und Erinnerungen aus der Kinderzeit sind, beginnen mit dem Jahre 1622, wo ich an den Hof kam. Damals muß ich beinahe siebzehn Jahre alt gewesen sein, also noch einige Jahre jünger, wie ihr jetzt seid. A propos, fügte sie, indem sie mich nach altem Gebrauche fortwährend „ihr" nannte, hinzu, in diesem Jahre sah ich auch Herrn Dietrich von Hall, den Freund der Herzogin Jacobea. Er war aus Amerika, wohin die Partei des Schenkern ihn verwiesen, nach Uphofen gekommen, um seine alte siebenzigjährige Mutter noch einmal zu sehen. Herzog Wolfgang Wilhelm legte seiner Anwesenheit in Berg nichts in den Weg. Im Gegentheil: er empfing ihn privatissime in seinem Cabinet, um sich über das Ende der unglücklichen Herzogin mündlich von ihm berichten zu lassen. Ich ward von diesem Besuche durch Herrn von Böll, der Geheime-Rath und eine

Art Faktotum des Herzogs war, unterrichtet und lauschte am Fenster, als er durch den Schloßhof schritt. Er war, wie ich euch früher gesagt, ein hochgewachsener schöner Mann, welcher, obwohl schon tief in den Vierzigen, ungebeugt und stolz daher schritt. Sein dunkles Auge blickte, als ob es Jemand suche, nach den Fenstern empor, wo ehemals seine schöne Herzogin gewohnt hatte. Die Hofjungfer, welche der Herzogin Magdalena von München gefolgt war, und Josepha Phistermeyerin hieß, ein sehr naseweises, altkluges Ding, kicherte hinter den Vorhängen im ersten Stockwerk mit der Lichtermagd und machte unzarte Bemerkungen. Mir selbst that der stolze Edelmann, welcher „um die Liebe zu seiner Herrin sein Vaterland hatte lassen müssen", herzlich leid, um so mehr, als in seinem schönen ritterlichen Antlitz sich tiefes Leid und Schwermuth aussprach und er unverwandt Etwas im Schlosse zu suchen schien. Plötzlich gewahrte er, beim Eintritte in die untere Halle, die alte Agnes, eine Tochter des Schloßvogts zu Herzog Wilhelms Zeiten, welche Kammermagd der Herzogin Jacobea gewesen, aber in ihrer Todesnacht entfernt worden war. Auf sie zuschreiten und ihr die Hand reichen, war das Werk eines Augenblicks. Die Alte vergoß Thränen, als sie „den leven Heeren" sah, und erzählte der ganzen Hofdienerschaft von seiner An-

wesenheit, was denn natürlich mit dazu beitrug, daß Herr von Hall nicht mehr in's Schloß kam, überhaupt bald nach der Audienz beim Herzog nach Uphofen und kurz darauf nach Amerika zurückreiste.

Uebrigens habe ich ihn bei dieser Gelegenheit recht deutlich gesehen: Er hatte einen stattlichen blonden Schnurrbart und einen Henry-quatre; sein Haar war ganz hell, ob blond, oder weiß — von Kummer, vermag ich nicht zu sagen. Kurz er sah aus „wie ein Schwede".

Doch ich vergesse ganz, liebe Jungfer, fuhr Fräulein von dem Bongart fort, euch zu erzählen, was Magdalena, meine gnädigste Herrin, weiter vorgenommen, wie es ihr und ihrem erlauchten Sohne Philipp Wilhelm, von dessen Geburt an bis zu meinem Eintritte in den Hofdienst ergangen, und was sonst vom 15. November 1615 bis zum 15. Mai 1622, dem Tage meiner Vorstellung bei Hofe, sich begeben. Dann aber erzählte sie mir mit größter Umständlichkeit die Wallfahrt, welche die Herzogin Magdalena zu Anfange des Jahres 1616 nach dem Kloster Altenberg, der Ahnengruft der alten Herzöge, unternommen. Da ich etwa neunzig Jahre nachher dieselbe ebenfalls mit meiner gnädigsten Herrin, der Kurfürstin Maria Anna von Medicis, gemacht habe, so kann ich aus eigener Anschauung er-

gänzen, was mir etwa von ihren Erzählnngen entgangen sein sollte. Ja· es wäre sogar möglich liebe Anna, sprach die Großtante weiter, daß ich einmal jene Reise und meine eigene Reise durcheinander brodeln könnte. Verzeihe dies, geliebtes Kind, einer alten neunzigjährigen Frau, und nimm dir heraus „ce que bon te semble“.

Dies gesagt, begann die Großtante zu erzählen und entrollte nun vor meinem Auge, das nachfolgende schöne Bild, welches ich jedoch nie so wiederzugeben im Stande bin, wie es mir verkündet worden.

Du kennst, meine gute Anna Regina, die Gegend um Remscheid und Solingen. Versetze dich in Gedanken in die grünenden, in ewigem Wechsel sich hebenden und gestaltenden Berge des bergischen Landes. Wandle von Remscheid 'gen Burg, wo mein theurer Bruder, der Schloßvogt Engelbert Höninghaus waltet; gehe von dort nach Wermelskirchen zu, und du gelangst bald auf die große Berliner Heerstraße, die von dem alten Consul-Königs-Bischofssitz Cöln durch das bergische Land nach Brandenburg führt, wo die erlauchtesten Hohenzollern, unserer alten Herzöge directe Nachkommen, mit starker Hand regieren. Wenn du fortschreitest und nach Straßerhof gekommen bist, biegst du seitwärts ein und wandelst über Hügel und Höhen dem herrlichen Dhünthale zu, welches, etwa sechs Stunden

von Remscheid und vier von Cöln, fast in der Mitte des Herzogthums Berg sich hinzieht und in seinem Schooße die herrliche Abtei Altenberg, die Begräbnißstätte unserer alten Herzöge umschließt.

Das Dhünthal hat seinen Namen von dem Flusse Dhün, oder altdeutsch Dhüna, welches soviel als Bergwasser oder ein Bach, der durch Hügel — Dünen fließt, sagen will. Derselbe entspringt bei Wipperführt, durchfließt, gewöhnlich ruhig, zuweilen auch tobend und Alles überströmend, mehrere Thäler, giebt dann dem Dhünthal seinen Namen und ergießt sich nahe bei Opladen in die Wupper. An seinem Ufer gewahrt man mehrfach die Reste alter Schlösser und Burgen; zwischen den auf den Uferflächen sich ausbreitenden Fruchtfeldern sieht man vielfach Mühlen und Gehöfte; jedoch ist ein Theil des Waldthales, namentlich des oberen, fast unbewohnt. Herrliche Eichenwälder ziehen sich auf den Anhöhen hin und hochstämmige Tannen wurzeln in den Mauerresten des alten Schlosses Berga, des ursprünglichen Stammsitzes der Grafen von Berg, welches sich auf steilem Felsrücken mit mächtigen Trümmern emporhebt. Dort wohnte Graf Hermann, der bereits in der Stiftungsurkunde des Klosters Gerresheim vom Jahre 967 Graf vom Berge genannt wird. Als aber Graf Adolph III. im Jahre 1118 sein neues Resi-

denzschloß Burg, wo mein Bruder haushält, erbaut hatte, nannte man dieses Schloß über dem Dhünthale Altenberg (vetus mons). Im Jahre 1133 errichtete Graf Eberhard von Berg und Altena dort ein Kloster. Wegen der unbequemen Lage auf steiler Höhe und wegen der Hinfälligkeit des alten Gebäudes baute sich der Convent schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unten im freundlichern Thale an, und ließ die Mauersteine des alten Schlosses zum Baumaterial für die neue Niederlassung ausbrechen. Die Reste waren aber noch immer ansehnlich, bis Abt von Loe die letzten verfallenen und gefahrdrohenden Thürme niederreißen ließ. Jetzt ist der große weite Schloßraum nur ein Schutthaufen, welcher mit Strauchwerk, Moos und üppigem Grün überzogen ist. Zwischen den Mauerritzen sproßt die Mondviole (Lunaria rediviva), die den Alchymisten bei der Goldmacherei unentbehrlich war. Blühender Ginster vergoldet ganze Stellen am Bergeshang, und die hohe Erdbeere (Fragaria elatior) winkt aus dunklem Gestrüppe.

Der Umfang des Schlosses Berga muß nach den Resten so bedeutend gewesen sein, daß dort außerhalb der geräumigen Fürstenwohnung, wohl an fünf- bis sechshundert Reisige beherbergt werden konnten, die, wie urkundlich, oft mit unsern alten Grafen zu Fehde zo-

gen. Doch nicht allein der geschichtlichen Merkwürdigkeit wegen ist die Stätte des Schlosses besuchenswerth: die herrliche Aussicht auf die Abtei Altenberg und in die Ferne ist es, welche den Wanderer oft dorthin führt.

Hoch strebt die großartige Klosterkirche empor mit ihrem mächtigen Thurme, ihren bunten Fenstern und tausend herrlichen Verzierungen und Bildwerken. Es dünkt uns bei ihrem Anblicke, wir gewahrten drunten im Thale die Wohnung eines alten Fabelriesen, um welche die Zwerge der Jetztzeit umhertrippeln. Erinnern wir uns aber, daß diese Steinmassen zu Gottes Ehren emporgethürmt sind, so umwehet uns eine heilige Vorzeit, und wir beugen uns im Geiste vor den frommen Männern, die solch ein großartiges Werk in's Leben riefen.

Die Abteikirche in Altenberg ist nächst dem Dome zu Cöln das großartigste Denkmal mittelalterlicher, sogenannter gothischer Baukunst am ganzen Rheinstrome. Sie ward vom Bischofe Wichbold von Culm, einem Cölner von Geburt, welcher seinem Bischofsitze entsagend als einfacher Mönch in das Kloster zu Altenberg getreten, in ihrer jetzigen Gestalt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut und am 25. Juni des Jahres 1379 von dem Erzbischofe Friedrich von Cöln der Mutter Gottes, dem heiligen Benedict und dem heiligen Bernhard geweihet.

Reinold, der Steinmetzkönig, wie er auf seinem noch in der Kirche befindlichen Grabsteine genannt wird, ist der Werkmeister des Bischofs Wichbold gewesen, und wurde später selbst Converse des Klosters. Er hat den Bau geleitet, und namentlich das berühmte prachtvolle Fenster über dem Haupteingange der Kirche entworfen. — Dasselbe ist mit herrlichen Steinmetzarbeiten von seiner Hand und mit Glasmalereien versehen, in denen die Figuren auf Goldgrund besonders hervorglänzen. Die Abteikirche selbst ist auf einer Grundfläche von 2700 bergischen Quadratfuß in Form eines Kreuzes erbaut, und trägt in der Mitte, wo die Kreuzschiffe zusammenstoßen, einen hohen mit einem Bleidache versehenen Thurm. Das riesenhafte Aeußere des himmelanstrebenden Domes gewährt in den romantischen Umgebungen: die alten Burgtrümmer, die hohen Felswände und Hügel, die rauschende Dhüna und der unfern befindliche Eichenwald — einen höchst imposanten, erhabenen Anblick. Dabei herrscht ein solcher Einklang in dem Baue und eine solche Vollendung der einzelnen Theile, daß es den aufmerksamen Beobachter mit Bewunderung erfüllt, der, je länger er hinblickt, immer neue Schönheiten auffindet. Von jedem veränderten Standpunkte aus betrachtet, macht der hehre Tempel wieder einen eigenen Eindruck. Das Riesenhafte des Baues, die

reich profilirten Fenstern und deren sinnreiche überall bedeutsame Figuren, das dunkle Schieferdach der Kirche und das hellgraue Blei des Thurmes haben neben dem lachenden Grün der Berge und der frischen Lieblichkeit des Thales, neben den weißen und vielgestalteten Klostergebäuden etwas höchst Ehrwürdiges. Wenn aber der laute Schall der drei großen Kirchenglocken durch das Thalgewinde wiederhallt, wenn die heiligen Psalmen aus dem vollen Chore des hehren Gotteshauses zu uns herübertönen, dann ergreift uns mit Macht die Erinnerung an jene schöne Zeit, wo ein einiger christlicher Glaube über ganz Deutschland ausgebreitet war und derselbe unserm theuren Vaterlande Kraft und Weihe zu erhabenen Thaten verlieh.

Die Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei Seitenschiffen. Ersteres ruht auf vierzehn schlanken runden Säulen und hat eine Höhe von beinahe hundert bergische Fuß; die beiden Seitenschiffe hingegen, deren Gewölbe aus den vorgedachten Säulen entspringen, sind etwa nur halb so hoch. An die Kirche reihen sich zu beiden Seiten die nördlich und südlich heraustretenden Kreuzflügel an. Der nördliche dieser Kreuzflügel wird Herzogen- oder Fürstenchor genannt, weil dort der größere Theil der in Altenberg ruhenden Grafen und Herzöge beerdigt worden ist und die meisten der ihnen ge-

setzten Denkmäler sich dort befinden. An die Kirche und die Kreuzflügel lehnt sich östlich der Chor mit einem sogenannten Umgang (circuitus) und dreizehn Kapellen (sacellae). Die runden Pfeiler des hohen Chores sind an den Kapitälen mit Laubwerk geschmackvoll geschmückt. Alle Säulenkronen, so wie Gurt- und Gratbogen im Mittelschiffe der Kirche und des Chores sind reich vergoldet.

Ueber dem Haupteingange der Kirche strahlt das vorhin erwähnte Fenster, welches Reinold, der Steinmetze, mit Steinschmuck und Glasmalereien so herrlich ausstattete, daß, wie die Grabschrift des Künstlers sagt, kein zweites in allen Landen zu finden. Außer diesem prachtvollen Fenster zeigt die Kirche noch achtundsiebenzig Fenster von verschiedener Gestalt und mit schlankem Steinschmucke, mit farbigem Glase auf die kunstvollste Weise verziert. Die schönsten Goldfarben prangen in der Rundung des Chores und in dem westlichen Giebel. Die übrigen Fenster zeichnen sich besonders aus durch ihre sinnreichen Figuren, welche denen des Domes zu Cöln gleichkommen, wenn sie solche nicht übertreffen.

In der Mitte des hohen Chores gewahrt man den erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts neuerbauten mächtigen hölzernen Hochaltar. Die Tischplatte des Altars, so wie die Seitenwände desselben,

sind von rothem Porphyr. Ueber ihm thront die Madonna mit dem Jesuskinde, das frühere Wappen des Klosters Altenberg. Neben dem nördlichen Flügel des Hochaltars sieht man das höchst kunstvolle gothische Sacramentshäuschen (reconditorium), das fast bis an die Kirchendecke reicht und, welches Abt Arnold im Jahre 1470 anfertigen ließ. Vor demselben, zur Seite des Altars, ruht auf den Flügeln eines riesigen Adlers aus Bronze das Evangelienbuch. In der Mitte des Chores steht etwas seitwärts ein kolossaler Leuchter aus Messing, in Form einer Salvatorbildsäule und hoch über demselben befindet sich der sogenannte Mönchenchor, wo die Mönche vom Kloster aus direct hingelangen und ihre Andacht verrichten können. An der nördlichen Seite des Chores, zunächst der Treppe, die auf die Seitengewölbe führt, ist die sogenannte Steinkapelle, in welcher die Herren von Stein zu Scherffen ihr Erbbegräbniß haben. Das Schloß, welches das „Haus Scherff" genannt wird und im Scherffthale unfern von Altenberg liegt, ward von Lambertus von Scherven um 1210 erbaut. Sein Enkel Johannes, Sohn des Udo von Scherven, zog in's gelobte Land und verblieb auf der Rückreise von dorten in Nürnberg, wo er eines Rathsherrn Tochter ehelichte und mit ihr das Patriziergeschlecht der Scharffen gründete, wovon wiederum Nachkommen bei uns in

Berg angesessen sind und aus uralter Zeit noch Grund und Boden: „Haus und Hof, Wies und Wald" besitzen, obwohl ihres Ahnherrn Stammhaus längst in fremder Hand ist.

Neben der Abteikirche*), welche im Chor, so wie sonst rings umher, noch eine Menge von Bildwerken, Gemälden und anderen Sehenswürdigkeiten enthält, erheben sich das alte Capitelhaus mit der Bibliothekhalle, das Dormitorium, wo die Mönche gemeinschaftlich zusammen wohnen, das Priorat und die Prälatur. Westlich von der Kirche steht das zur Aufnahme von Fremden bestimmte stattliche Gebäude, das Refectorium und das Krankenhaus. Südlich vom Haupteingange aber gewahrt man die Kellerei und etwas weiter rückwärts reihen sich die Oekonomie-Gebäude an jederlei Werkstätten, an das Backhaus, Brauhaus und Schlachthaus u. s. w. Nördlich an dem Küchenhof erhebt sich das älteste Bauwerk des Klosters: die Sanct Markus-

---

*) Das herrliche Gotteshaus ist, nachdem es seit der Aufhebung durch Brand und Verwüstung sehr gelitten, erst vor eini Jahren durch die Gnade Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, in alter Würde und altem Glanze hergestellt worden, und wird auch wieder regelmäßig Gottesdienst darin gehalten. Leider sind die übrigen Gebäulichkeiten, theilweise zerstört und verfallen, noch immer in fremder Hand.

A. d. V.

kirche, eine wohlerhaltene, byzantinische Kapelle. Dieselbe war einst Klosterkirche und die erste Familiengruft unsrer Landesväter. Die Kirche und die übrigen erwähnten Klostergebäude sammt dieser Kapelle überdachen nicht weniger zusammen wie einen Flächenraum von sieben Morgen. Dabei der sogenannte „Große Garten" mit geräumigem Treibhaus und Orangerie, mit mehreren Springbrunnen, denen das Wasser in Bleiröhren aus den obern Thalschluchten zugeführt wurde; endlich der Wildhof, wo das für die Mahlzeit eingefangene Wildprett, Hirsche, Rehe und Hasen lebend aufbewahrt wurden, vollendeten das herrliche Ganze.

Das Kloster ist von Mönchen aus dem Orden des heiligen Benedict bewohnt, welche sich nach ihrem unfern Dijon in Frankreich gelegenen Stammkloster Cisterz (Cistertium) Cisterzienser nennen. Der heilige Robert, Abt zu Molismes, begründete dasselbe im Jahre 1098 und gab ihm die Regel der Benedictiner, jedoch strenger und belastender als diese. Ueber dem Orden schreibt der gelehrte Cisterzienser-Mönch Cäsarius von Heisterbach um 1222: „der Urheber unseres Ordens ist der heilige Geist, der Stifter desselben der heilige Benedict, der Erneuerer aber der ehrwürdige Vater Robert."

Um den Gottesdienst und andere Anordnungen in

allen Klöstern des Ordens gleichförmig zu erhalten, beruft der Abt von Cisterz jährlich alle Aebte der übrigen Klöster in und außerhalb Frankreichs zu einer Generalversammlung. Er hatte Gewalt über den ganzen Orden, so wie die ihm untergebenen Aebte über ihre einzelnen Klöster.

Die Ordenskleidung besteht im Gegensatze zu den Benedictinern, die braune Kutten tragen, in einem weißen wollenen Hauptgewande, das Habit oder die Kutte: eine bis auf die Füße reichende Tunika, die über den Hüften ein Gürtel von schwarzem Wolltuche, dessen Zipfel gleichfalls bis unten herabhängen, in reiche Falten legt. Ueber dieses Habit legt sich die schwarze Kaputze und das schwarze Schultertuch, welches in einigen Klöstern Flocke*) genannt wird. Die Ka-

*) Als königlich bayerischer Kürassiercadet war ich selbst längere Zeit mit meiner Escadron in dem alten aufgehobenen Cisterzienser-Kloster Fürstenfeld, unfern von München, welches jetzt zum Invalidenhause dient, einquartiert und erlebte dort allerlei artige Spuck- und Gespenstergeschichten, auf welche ich in den späteren Banden dieses Werkes zurückkommen werde. Das Kloster ward von Ludwig dem Strengen von Bayern, der seine Gemahlin: Maria von Brabant, mit eigener Hand ermordet hatte, zur Sühne jener Greuelthat gestiftet. Unfern von da verstarb auch Kaiser Ludwig der Bayer auf der Bärenjagd. Das Volk nennt die Wiese, wo er, vom Schlage gerührt, vom Pferde sang, noch heute den Kaiseranger. A. d. V.

putze kann bei Aus- und Betgängen über das Haupt gezogen werden. Die Flocke weht lustig im Abendwind, wenn der einsame Pater vom Kranken oder Sterbenden heimkehrt, und es sieht höchst malerisch aus, den Cisterzienser so in Weiß und Schwarz gekleidet durch die grünen Fluren über Berg und Thal daherschreiten zu sehen.

Wenn der Cisterziensermönch von Altenberg über Land gehet, sprach das alte Hoffräulein zu Anfange dieses Jahrhunderts zu mir, so hat er stets, wie mich glaubwürdige Leute versichert haben, in der Schenkeltasche einen Rückenwirbel von einer der eilftausend Jungfrauen der heiligen Ursula. Warum er dieses Heiligenbein bei sich trägt, will ich euch erzählen, liebe Jungfer Christiane. Ihr müßt mich aber nicht für ungläubig, oder gar für eine Religionsspötterin halten. O nein, ich glaube an Viel und Mancherlei, und bin mir selbst mit meinen neunzig und mehr Jahren ein Wunder. Die Geschichte des jungfräulichen Rückenwirbels ist auch ganz erprobt und unzweifelhaft, gleich wie diejenige vom Esel, der, als das Kloster noch oben im Schlosse Berga war, den Mundvorrath herauftrug und einmal hinabgeschickt wurde, um eine neue Baustelle für das Kloster auszuwählen, aber an der Dhün stille stand, allwo man dann das Kloster Altenberg erbaute. Man

soll sogar diesem Esel zu Liebe früher auch ein Fest alldort gefeiert haben, welches das Eselsfest hieß und bei dem ein eigener Kirchengesang abgesungen wurde, der mit den Worten begann:

Virtus asinaria
Portat pro ecclesia
Thus et Mirha de Saba! etc.

Doch sprechen wir jetzt von der heiligen Ursula und ihren eilftausend Jungfrauen. Die heilige Ursula, war, woran niemand zweifelt, eine englische Königstochter, welche ihrem Vater Deonotus und ihrem Heimathlande Lebewohl gesagt hatte, um mit nicht weniger wie eilftausend Jungfrauen eine Pilgerfahrt nach Rom anzutreten. Auf der Rückreise kam sie im Jahre 237 gerade vor Cöln an, als die Hunnen dasselbe belagerten. Der Hunnenfürst wollte sie heirathen, aber die stolze und fromme englische Prinzessin ließ sich lieber sammt Cordula ihrem Hoffräulein und den eilftausend Jungfrauen todtschlagen, als sich dem Heiden zu ergeben. Himmlische Kriegsscharen vertrieben bald darauf das Hunnenheer und die Leichen der Märtyrinnen wurden von den Cölnern feierlichst bestattet. Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts fand man die heiligen Gebeine auf dem sogenannten ager Ursulanus, von welchem die böse Welt behauptet, daß er ein alter rö-

mischer Begräbnißplatz gewesen sei, weßhalb denn unter den Jungfrauen gar viele männlichen Geschlechtes, und Knäblein entdeckt worden seien. Aber nicht genug, daß man dieser heiligen Gebeine in Cöln viele Tausende ausgrub, auch unter dem Boden der Kirche zu Altenberg fanden sich im Jahre 1195 nicht weniger wie über zweihundert Jungferngerippe vor, welche alsobald als zur Legion der heiligen Ursula gehört habend erkannt wurden, dieweil sich viele Wunder mit ihnen begaben. Aber der Böse hatte auch sein Spiel damit, denn als die frommen Mönche einmal wieder eine Anzahl Jungfernschädel und Gebeine abgewaschen, mit Wein bestrichen, mit wohlriechenden Salben bedeckt, und im Kapitelhause aufgestellt hatten, erhob sich plötzlich von denselben ein schrecklicher Gestank, der allen Nasen unausstehlich wurde. Da trat Abt Goswin, der gleich merkte, daß der Satan Unrath verstreut hatte, mit aufgehobenem Cruzifixe herein und sprach: „Dich beschwöre ich, Geist der Unreinigkeit, durch Ihn, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten und zu zerstören die Welt durch's Feuer, damit dein höllisches Machwerk vernichtet werde, durch sie, die der Schlange den Kopf zertreten. Du sollst Gott und diesen lieben Heiligen gönnen die Ehre der Anbetung!“

Wunderbar — kaum waren diese frommen Worte

den Lippen des muthigen Abtes entflohen, sieh! da erhob sich ein großer Pferdeknochen vor den Augen aller anstaunenden Mönche aus der Mitte der Reliquen und flog, wie vom Sturmwinde gefaßt, von dannen. Damit aber war aller Gestank weg und ein süßer entzückender Wohlgeruch verbreitete sich im Saale und der ganzen Abtei. Alsbald nun hoben die Mönche Dankeshymnen an und priesen den Herrn, weil er des Teufels Machwerk vernichtet, den Bösen beschämt und die lieben Heiligen verherrlicht hatte.

Als die heiligen Gebeine nun gereinigt und zum Schmucke der Kirche rings auf den Altären aufgestellt werden sollten, da trat Abt Goswin vor die Todtenschädel, segnete sie und fragte sie im Namen des Gekreuzigten, ihres Bräutigams und aller Heiligen, ihrer Gespielen, um Namen, Stand und frühere Heimath. Und die Schädel antworteten mit zarter, lieblich tönender Stimme. Da hieß die eine Klara und war gewesen eines Herzogs Tochter in Engelland; die andere Amalia, war des Bischofs von Jütland Schwester; die dritte Luitpardis u. s. w.

Einem Conversen, der einen Schädel aus der heiligen Ursulaschaar in besonderer Andacht mit köstlichem Weine gewaschen und dann inbrünstig geküßt hatte, erschien in der darauf folgenden Nacht im Traume eine

überaus schöne Weibesgestalt und sprach mit süßem Tone: „Als du gestern mein Haupt salbtest, hast du mich so liebreich geküsset, daß ich deinen Kuß zu erwiedern nicht unterlassen kann." Er aber, seiner Gelübde gedenkend, wandte sein Antlitz, auf daß er den Kuß der Jungfrau meide. Durch diese Bewegung jedoch erwachte er aus seinem schönen Traume und die holde Erschei- verschwand.

Ein Mönch aus Heisterbach, einem Cisterzienserkloster im Siebengebirge, erhielt bei einem Besuche in Altenberg den Rückenwirbel einer heiligen Jungfrau zum Geschenk. Voller Freude wickelte er denselben in ein seidenes Tüchlein, steckte ihn in die linke Schenkeltasche und begab sich auf den Weg zu seinem Kloster. Da begegnete ihm von ungefähr eine schöne Dirne und der Spiritus fornicationis regte ihn alsobald für sie auf; damit aber die Kraft des heiligen Jungfernknochens recht verherrlicht werde, gewann dieser plötzlich so sehr an Gewicht, daß der gute Mönch kaum fortzuschreiten vermochte, und er fühlte auf seinem Schenkel einen solchen Schmerz, als ob er mit einer glühenden Zange gezwicket würde. Der Schrecken darüber verjagte die schändlichen Bilder seiner Phantasie und mit ihnen verlor sich der Schmerz und das Gewicht der Reliquie.

Als er aber nun ungehindert weiter schritt und

über die Begebenheit ruhiger nachdachte, da wiederholte sich die sinnliche Anfechtung und mit ihr erneute sich das vorige Wunder in solchem Grade, daß er nur mit Mühe das Kloster erreichen konnte. Dort trug er seinem Abte und der Genossenschaft das Geschehene vor, welche darüber nicht wenig erstaunten, dann aber nicht verfehlten, der also verherrlichten Reliquie die brünstigste Anbetung zu zollen, sich auch diesen Wink des Himmels zum Fingerzeige gedeihen ließen: denn seit jenem Begebnisse ging weit und breit kein frommer Mönch mehr auf die Reise, ohne den Rückenwirbel von einer der eilftausend Jungfrauen in der linken Schenkeltasche zu tragen. Dies aber ist die Ursache, warum man in Altenberg zu den vielen sonst vollständigen Skeletten aus der heiligen Ursulaschaar so auffallend wenige Rükkenwirbelknochen findet.

Eilfte Abtheilung.

Der provisorische Vertrag vom 28. März 1616. Die Wallfahrt nach Altenberg. Abt Peter Rodekirchen. Das Hochamt im Herzogenchore. Der heilige Engelbert. Das Grabmal der getreuen Brüder. Adolph IV. Bruno III. Adolph V. Heinrich und Irmgard. Gerhard I. Adolph VIII. Gerhard II., der Sieger bei Linnich. Wilhelm III. Sybilla von Brandenburg.

Du wirst denken, daß ich vom Hundertsten in's Tausendste komme, liebe Anna, sprach Christiane Höninghaus, als sie die vorhergehende Geschichte beendigt hatte. Ich wollte dir von der Wallfahrt der holdseligen Herzogin Magdalena erzählen und springe auf alle möglichen andern Sachen, auf Märchen, Wunder und dergleichen, deren über Altenberg gar viele im Volksmunde sind. Doch dem wird leicht abzuhelfen sein, und wir wollen denn auch jetzt unverzüglich nach Düsseldorf zurückkehren, wo der kleine Pfalzgraf Philipp Wilhelm, le gros garçon tout rose, in den

Armen seiner geliebten Mutter ruht und des Knaben freundliches Lächeln die erlauchte Fürstin mit der innigsten Freude erfüllt.

Die edle Frau dachte, wenn sie ihren Prinzen ansah, stets daran, wie sie am Besten Gott für dieses Glück: einen Sohn und ihrem Gatten einen Erben geboren zu haben, danken könnte. Natürlich verfiel sie alsbald auf den naheliegenden Gedanken, eine fromme Wallfahrt nach irgend einem Heiligthume zu unternehmen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Die Lande Jülich und Berg, u. s. w. athmeten nämlich neu auf als die Streitigkeiten, welche Neuburg und Brandenburg entzweit hatten, endlich am 28. März 1616 durch einen provisorischen Vertrag geschlichtet worden waren. In dem Hochsinne ihres Herzens hielt es Magdalena für Pflicht dem Himmel für diese, so wie für viele andere Gutthaten, die er ihr und ihrem erlauchten Gemahle erzeigt, einmal recht innig- und sichtbarlich ihren Dank darzubringen.

Der Generalvicar Bont, ein geborener Düsseldorfer und ein sehr kluger weitsehender Herr, der ihren Gemahl auch katholisch gemacht hatte, rieth ihr eine Wallfahrt nach Altenberg zum Herzen des heiligen Engelbert und den Häuptern der heiligen Paulus und Johannes zu unternehmen. Das werde ihr Segen

bringen und das Volk gar sehr erfreuen; denn dasselbe halte, obwohl theilweise um Elberfeld und Solingen dem Lutherthum ergeben, noch sehr an Altenberg und der protestantische Bauer ziehe willig den Hut vor jedem Cisterzienser, dieweil sie „die alden Heeren begraven und god upgehoven haven“.

Die Herzogin Magdalena ließ sich dies nicht zweimal rathen, sondern erhob sich alsbald von Düsseldorf, um mit reichem Gefolge nach Altenberg abzureisen. Die Fahrt ging in der Prachtkutsche vor sich, welche Wolfgang Wilhelm im Jahre 1613 in Augsburg für sie hatte anfertigen lassen. Dieselbe war mit grünem Sammet ausgeschlagen, der mit goldenen Borden eingefaßt war. Alles Eisenwerk daran war reich vergoldet. Neben und vor dem Wagen schritten vierzig Hellebardiere in Grün und Gold gekleidet. Sechs Pagen ebenfalls in grünen Sammet mit goldenen Borden, folgten und ein halbes Dutzend Hof- und Edelleute begleiteten zu Pferde die Herzogin, während die Hoffräulein und die Kammermägde in zwei andern Kutschen folgten.

Sie selbst saß in dem Prachtwagen in Begleitung der Frau von Böll, einer geborenen Düsseldorferin aus der Familie von Spierdig, welche bei dieser Reise die vakante Stelle einer Hofmeisterin versah. Dieselbe kannte alle Verhältnisse in Düsseldorf und der

Umgegend auf das Genaueste, und war daher für die Fürstin unschätzbar, weil dieselbe doch in ihrem bergischen Lande fast noch fremd war, obwohl sie so recht mit ihren Unterthanen fühlte und litt.

Den kleinen Pfalzgrafen hatte die glückliche Mutter unter der Obhut seines Herrn Vaters, der Amme und einer uralten höchst getreuen aus Bayern mitgebrachten Dienerin, Namens Benona Schilderer, welche Silberbeschließerin, also an's Aufheben gut gewohnt war, und des Hofmarschalls zurückgelassen.

Von Düsseldorf ging die Reise über Opladen und Schlehbusch nach dem Straßerhofe, wo sich der ganze Convent des Klosters, der Abt an der Spitze, mit Kreuzen, Heiligenbildern und fliegenden Fahnen eingefunden hatte, um die Herzogin zu empfangen.

Der gelehrte und allgemein beliebte, leutselige Abt Peter Rodekirchen, welcher kurz vorher eine Spende gestiftet hatte, wonach allen Armen der Umgegend im Kloster zweimal wöchentlich Nahrungsmittel und Almosen gereicht werden sollten, hielt in deutscher Sprache eine Anrede an die erlauchte Fürstin. Das Volk der Umgegend: aus Opladen, Leichlingen, Solingen, Remscheid, Mühlheim u. s. w., jubelte laut als es seine geliebte Herzogin sah und die Klosterleute spannten die Pferde aus und zogen die Kutsche triumphirend bis zum

Hauptthore der Abtei, welche zur Ankunft der Herrin im festlichsten Glanze prangte.

Nachdem die Herzogin sich in den für sie eigends neu decorirten großen Gemächern des Fremdenhauses ihres Reiseanzugs entledigt und ein dunkelrothes Sammetkleid mit Brüsselerspitzen, eine dunkelrothe Mantille mit Hermelin verbrämt und einen dunkelrothen Toquehut mit Perlen und Brillanten und blau und weißer Feder angelegt hatte, begab sie sich gefolgt von ihren sechs Pagen, welche die Schleppe ihres wahrhaft fürstlichen Gewandes trugen, in Begleitung ihres ganzen Gefolges und unter Voraustritt der Hofchargen in das Chor der Abteikirche, wo eine Art Thron für sie errichtet war, und wohnte daselbst mit großer Andacht einem feierlichen Hochamte bei. Der weite Dom war mit Menschen überfüllt, die von allen Seiten herbeigeströmt waren. Alle beteten inbrünstig mit ihr, und selbst der Protestant, den vielleicht nur Neugierde aus Solingen, Lennep oder sonst wo her geführt hatte, freute sich der hohen Feierlichkeit und des Anblickes der edlen Fürstin, die in Demuth neben dem goldgestickten Sessel auf den Knieen lag und innige Gebete für ihres Landes Wohl 'gen Himmel sendete.

Als das Hochamt beendet und die Priester sich entfernt hatten, nahte der Abt demüthiglichst der Fürstin

und bat sie, sich jetzt die Gräber der erlauchten Ahnen ihres Gemahles ansehen zu wollen, wobei er selbst um die Gnade flehte, ihr Führer sein zu dürfen.

Die Herzogin Magdalena wandte sich freundlich zu ihm, indem sie seiner Bitte Gewährung gab. Dann stieg sie die Stufen der Erhöhung herab und schritt, von ihren Pagen und dem Hofstaate gefolgt, dem Altare im Herzogenchore zu. Dort ruhte unter schwarzer Marmorplatte das Herz des gloreichsten Ahnherrn ihres Gemahls: des heiligen Engelbert.

Graf Engelbert von Berg, geboren im Jahre 1185, Sohn des Grafen Engelbert I., seit 1215 Erzbischof von Cöln, seit 1217 regierender Graf von Berg, dann auch Verweser des Reiches diesseits der Alpen und Erzieher des Königs Heinrich, war einer der tüchtigsten, merkwürdigsten Männer des Mittelalters. Ritter, Feldherr, Regent, Mönch, Priester, Gelehrter und hoher Prälat, Gesetzgeber und Richter — Alles dieses war er, jedes Einzelne vollkommen. Er wurde von seinem Neffen, dem Grafen Friedrich von Isenburg, am 1. November 1225 bei Schwelm meuchlings erschlagen. Der Körper des Gemordeten wurde nach Altenberg gebracht und dort zur Schau ausgestellt, die nach den vielen Wundern, die dabei geschahen, in Verehrung überging. Der neuerwählte Erzbischof von Cöln, Hein-

rich von Müllenarken, ließ den skelettirten Leichnam hierauf vor die Reichsversammlung zu Nürnberg bringen und Abt Gottfried von Altenberg rief dort, die Tugenden und Wunder Engelbert's preisend, in einer feurigen Rede zur Rache gegen den Mörder auf, der dann auch der Reichsacht verfiel.

Nachdem Magdalena über dem einfachen Grabsteine des edlen Mannes, des frommen Dieners der Kirche, des ruhmreichen Fürsten, eine Weile im inbrünstigsten Gebete verbracht hatte, erhob sie sich, um die Erläuterungen des würdigen Abtes zu vernehmen, und schritt, von ihm geführt, zu den übrigen Gräbern der Ahnherrn ihres erlauchten Gemahles und ihres Sohnes.

Hier ruhen, sprach Peter Rodekirchen, der Abt, indem er auf eine, in grauen Sandstein eingefugte schwarze Marmorplatte, links vom Altare zeigte, in einem Grabe die hochgeborenen und durchlauchtigen Herren Grafen Adolph und Eberhard von Berg und Altena, die getreuen Brüder und tugendhaften Männer, unsres Klosters fromme Stifter. Beide waren die Söhne des Grafen Adolph II. von Berg und sollten sich nach dessen Tode in die Grafschaft Berg theilen, so daß der eine Berg, der andere Altena, die Grafschaft Mark, erhalte. Doch die innige Bruderliebe wollte nichts Getheiltes. Sie regierten gemeinschaftlich;

Adolph erbaute die Neuenburg (Burg bei Solingen) im Jahre 1118 und Eberhard wohnte auf dem nachbarlichen Schlosse zu Altenberg, bis sein Geist sich von irdischen Dingen ablenkte und er Mönch wurde. Dies aber veranlaßte Adolph, dem geliebten Bruder folgend, ebenfalls in's Kloster zu treten. Beide ruhen nun nach ihrem Willen in derselben Gruft.

Dort, fuhr der Abt fort, ruht Adolph IV., der Sohn des getreuen Bruders des Grafen Eberhard. Er half das damals durch Weibertreue berühmte Weinsberg belagern, zog dann mit Kaiser Konrad III. nach Palästina und erschien nach dessen Tode 1152 als tapferer Ritter und getreuer Vasall Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen.

Hier aber liegt Engelbert I., Graf von Berg, der Vater des heiligen Engelbert. Er war ein kühner Held, in Streit und Frieden ein höchst tüchtiger Regent und dem großen Hohenstaufen, Friedrich I., dem Rothbart, seinem Lehnsherrn, in allen Tugenden ähnlich. Er vermehrte die Größe, den Ruhm und die Macht der Grafschaft Berg, erwarb neue Vasallen und Güter, baute Burgen und sicherte den Frieden. Mit seinem Kaiser, dem er kurz vorher das Leben gerettet hatte, zog er in Mailand ein. Aus dem Kreuzzuge, wo dieser bei Seleucia in Syrien seinen Tod gefunden, heimkeh-

rend, wurde Graf Engelbert am 10. November 1193 durch den Dolch eines Ungarn meuchlings ermordet.

Dies ist das Denkmal Bruno III., Erzbischofs von Cöln, Grafen von Berg, sprach Abt Peter Rodekirchen. Dasselbe besteht aus einem Sarkoghage von grauem Sandsteine, auf welchem die lebensgroße Statue des Erzbischofs mit den erzbischöflichen Insignien in betender Stellung zu sehen ist. Obwohl ohne bedeutenden Kunstwerth, ist dieses Grabmal dennoch höchst interessant, wozu besonders das Charakteristische der ganzen Auffassung beiträgt.

Dicht dabei liegt Adolph V., der Bruder des heiligen Engelbert. Er war ein biederer, frommer Herr, tapfer und kühn im Kampfe, aber nachgiebig und edelmüthig. Am 8. Juli 1219 starb er auf einem Kreuzzuge vor Damiette und seine Reste wurden von den trauernden Knappen in die Heimath nach Altenberg gebracht.

Heinrich I., Graf von Berg, ruht hier am nördlichen Eingange des Chores, fuhr der Abt fort. Neben ihm schläft in ewiger Ruhe seine Gemahlin Irmgard, die einzige Tochter Adolph V. von Altena-Berg. Durch sie fiel das Land zum ersten Mal de lance en quenouille, denn Heinrich war kein Fürst aus bergischem Stamme, sondern der Sohn Herzog Walrams

von Limburg. Er kam nach dem Tode des letzten Fürsten von Altena-Berg, des Erzbischofs Engelbert, am 7. November 1225 zur Regierung des Herzogthums Berg und erlangte auch nach seines Vaters Ableben das Herzogthum Limburg. Die mit Limburg erheiratheten Güter und Reichthümer halfen dem Lande Berg sehr empor.

Heinrich war ein tapferer und tüchtiger Heerführer, ein persönlicher Freund Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen und kämpfte mit ihm ruhmvoll in Italien und Palästina. Der Tod überraschte ihn am 7. November 1244 auf seinem Schlosse zu Lennep. Aus seiner Ehe mit Irmgard, welche ihm drei Jahre später in die Gruft nachfolgte, hinterließ er zwei Söhne: Adolph und Walram. Adolph erlangte die Grafschaft Berg, während Walram Herzog in Limburg wurde.

Auf dem Boden der Kirche, über der Gruft der treuen Gatten, gewahrt man in grauen Sandstein gemeißelt, das vereinigte Wappen von Limburg und von Berg: den aufrechtstehenden Löwen und die Rose.

Adolph VI., Graf von Berg, der Vorigen Sohn, ruht neben seinen Eltern zur Seite seiner Gemahlin Margaretha von Hochsteden. Er war ein gewaltiger Kriegsheld; allein sein Ehrgeiz, sein Durst nach

blutigen Thaten und seine Herrschsucht haben einen großen Theil seines Ruhmes getrübt. Konrad von Hochsteden, der Erzbischof von Köln, dessen Schwester Margaretha er zur Frau hatte, verleitete ihn von den Hohenstaufen abzufallen, denen seine Ahnherrn so getreu gewesen, und verwickelte ihn in viele Fehden mit der Reichsstadt Cöln. Am 15. August 1248 half er mit dem Erzbischofe den Grundstein zum Cölner Dome legen. Auf einem Turnier zu Neuß, wo seine gewaltige Körperkraft die Eifersucht der Besiegten erregte und lang genährter Haß sich entzügelte, fiel er, nachdem aus dem Spiele Ernst geworden, in gräßlichem Mordgetümmel mit den Grafen von der Mark und Looz, mit sechsunddreißig Rittern und dreihundert Knappen am 23. April des Jahres 1257.

Von seinen sechs Söhnen, deren drei successive seine Nachfolger als Grafen von Berg wurden, ist besonders Adolph VII. als der beste und weiseste Regent des Landes merkwürdig. Dieser Fürst liegt jedoch nicht in Altenberg, sondern im Kloster Gräfrath bei Solingen begraben.

Die Gruft Adolph VI. deckt eine schwarze Marmorplatte mit dem neubergischen Wappen: dem gekrönten Löwen.

Dort ruht, sprach der Abt weiter, indem er auf

ein in Stein aufgeführtes großartiges Grabdenkmal hinwies, auf welchem in schwarzem, schieferartigen Marmor das lebensgroße Bildniß eines Ritters und seiner Gemahlin in weißem Marmor mit großer Kunst stückweise eingelegt war*), Graf Wilhelm I. von Berg, Adolphs VII. Bruder und Nachfolger, und seine Gemahlin Irmgard, die Schöne, von Cleve.

Wilhelm war ein äußerst friedliebender Fürst, unter welchem das Land sehr zu Frieden und Wohlstand kam, weil er die Rechtspflege geordnet, das Land in Aemter getheilt, Dörfer und Weiler begründet und die Städte begünstigt hatte. Von ihm hat man auch die älteste bergische Münze, welche die Jahreszahl 1303 trägt.

Sein Bruder Heinrich II. folgte ihm, da er kinderlos war, in der Regierung, überlebte ihn aber nur zwei Jahre und liegt neben ihm beerdigt. Sein Grab deckt eine einfache schwarze Marmortafel mit lateinischer Inschrift.

---

*) Vorstehende Berichte über Altenberg habe ich, da ich die Erzählungen der Großmutter und Urgroßtante als Knabe leider nur flüchtig notirt hatte und dieselben mir nicht ganz mehr gegenwärtig waren, theilweise nach einer kleinen Schrift: das Kloster Altenberg von Montanus, ergänzen müssen. Der Berger Montanus, oder wie er eigentlich hieß: Herr von Zucalmaglio, hat sich durch diese und andere kleine Schriften um die Geschichte seines Heimathlandes großes Verdienst erworben. A. d. V.

Der einzige Sohn des Grafen Heinrich II. war Adolph VIII. Er liegt ausnahmsweise nicht im Herzogenchor sondern demselben gegenüber im sogenannten Priesterchor begraben. Das hohe, herrliche Grabdenkmal dieses Fürsten ist aus großen Stücken körnigen Sandsteins zusammengesetzt. Die Seitenwände sind mit gothischen Gewölben und Rosen, in erhabener Arbeit geschmückt und auf der Decke gewahrt man des Grafen Adolph lebensgroße Büste in betender Stellung mit völliger Rüstung, aber mit entblößtem Haupte. Neben dem Grabe verkündet eine große Holztafel mit lateinischer Schrift den Ruhm dieses ausgezeichneten Fürsten. Dicht dabei, am Pfeiler, prangt sein Helm, sein Harnisch und die Waffen.

Adolph III. war ein sehr kriegerischer Fürst, tapfer und bieder, ein kräftiger deutscher Mann, der in einer vierzigjährigen Regierung den Ruhm der bergischen Waffen erhob. Er erschien auf allen Turnieren seiner Zeit und wurde die Blume des Ritterthums genannt. Seine letzten Lebensjahre trübten die Herrschsucht seiner Söhne Adolph und Wilhelm, welche sich gegen ihn empörten und die Herrschaft an sich zu reißen suchten. Da bewies sich die Verheißung des vierten Gebotes: Beide starben in der Charwoche des Jahres 1348 und einige Tage darauf, am 9. April,

erlosch mit dem Vater, der Limburgische-Bergische Herrscherstamm in männlicher Linie.

Gerhard I. von Jülich, Graf von Berg, welcher Margaretha, die Enkelin Adolph VIII. *), die Tochter Graf Otto IV. von Ravensberg und der Margaretha von Berg, geheirathet hatte, durch welche die Grafschaft zum zweiten Mal auf die Spindelseite fiel, ruht wiederum im Herzogenchore. Seine Gemahlin, die den Gatten um dreißig Jahre überlebte, ließ ihm und sich dies prachtvolle Grabmal setzen, welches den Fürsten und die Fürstin in Lebensgröße aus Sandstein kunstvoll gemeißelt darstellt. Er ist in voller Rüstung entblößten Hauptes; sie in weitem züchtigen Gewande nach damaliger Tracht. Beide Häupter ruhen auf Kissen, der Gräfin Füße auf zwei Hunden; Gerhards aber auf Leuen — Sinnbilder der Häuslichkeit und Ritterlichkeit. Selbst die Schlüssel fehlen nicht an dem Gürtel der hochgeborenen deutschen Hausfrau.

---

*) Meine Großmutter vermeinte stets nach den Erzählungen ihres Großoheims: Engelbert Höninghaus, daß Margaretha die Enkelin Adolph IX. gewesen sei. Dies war ein sehr vergebbarer Irrthum, weil gar so viele Adolphe im bergischen Herrscherhause vorgekommen sind. Adolph VIII. war der Großvater der Margaretha von Ravensberg, während Herzog Adolph I., als Graf der Neunte seines Namens, ihr eigener Enkel war. Wie leicht aber ist es in solchen Dingen zu irren, wo selbst der Historiker zuweilen fehlt! A. d. V.

Gerhard I. war ein ritterlicher, leutseliger, gerechter und überaus gottesfürchtiger Herr. Er fiel am 24. Juni 1359 auf einem Turnier zu Schleiden von der Hand Adolphs von Blankenheim.

Neben den Vorigen ruht unter niederer Marmorplatte deren Sohn Wilhelm II., Graf von Berg, ein tapferer kriegerischer Herr, den Kaiser Wenzel im Jahre 1380 zum Herzog erhob. Sein eigener Sohn, Adolph I., Herzog von Berg, hatte sich gegen ihn empört und ihn seiner Krone zu berauben versucht, verfiel aber 1404 in die Reichsacht und ruht auch im Tode nicht neben seinen Vater und seinen Großeltern, sondern am entgegengesetzten Ende des Herzogenchores.

Uebrigens war Herzog Adolph I. (als Graf der Neunte seines Namen) der kriegerischste Herr unter allen bergischen Regenten und obwohl die vielen Waffenthaten meist zu seinem Ruhme gediehen, so konnte doch das Land sich dabei nicht glücklich fühlen, denn alle Mängel seiner Zeit: Prachtliebe, Verschwendung, Ehrgeiz u. s. w. klebten dem Fürsten an. Weil er sich so sehr gegen seinen Vater vergangen, ließ die Allmacht seinen einzigen Sohn Ruprecht, oder Robert, schon im Jahre 1429 ohne Nachkommen aus dieser Welt hinscheiden. Er selbst starb als Büßender in der Abtei Sanct Martin zu Cöln am 14. Juli 1437.

Adolph I., Herzog von Berg deckt eine schwarze Marmorplatte mit kurzer Inschrift. Sein Sohn Ruprecht schläft ihm zur Seite und diese Stelle ist mit den einfachen Worten bezeichnet:

Hic jacet Robertus, Princeps Montensis.

Um des Vaters Verbrechen zu sühnen, mußte der Sohn in der Jugendblüthe sein Leben lassen!

Hier in der Mitte des Chores, fuhr der Abt fort, ruht unter der Messingplatte, worauf des Fürsten lebensgroßes Bild in völliger Rüstung mit Spieß und Jagdhorn kunstvoll und zierlich eingemeißelt ist, der edle, fromme, thatkräftige Neffe Herzog Adolphs I., der Herzog Gerhard II., welcher die Gelderer, am 3. November 1444 in der Schlacht bei Linnich aus dem Herzogthum Jülich, das sie an sich reißen wollten, herausschlug und den Orden des heiligen Hubertus und vom Horn, so wie die Kreuzbrüderkirche in Düsseldorf stiftete. Er war ein großer Jäger, ein tapferer Krieger und auch als Landesvater allgemein verehrt und geliebt. Am Abende seines Lebens verfiel er in Geistesschwäche und starb auf seiner Burg zu Lülsdorf am Rheine am 29. August des Jahres 1475.

Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Herzog Wilhelm III. von Berg und Jülich, Graf zu Ravensberg. Er liegt hier, sagte Abt Peter Rode-

kirchen, in dem er gegen die westliche Wand des Herzogenchores schritt, an der Stelle, die er im Leben selbst dazu erwählt hat, unter einfachem Grabstein. Seine Waffen: Rüstung, Helm und Speerfahne schmücken den gegenüberstehenden Pfeiler. Die große silberne Lampe, welche über seiner Gruft hängt, brennt ununterbrochen seit seinem Tode bis auf den heutigen Tag.

Wilhelm III. hatte schon während der Geisteskrankheit seines Vaters die Regierung des Landes geführt, empfing aber die Huldigung des Landes erst im Jahre 1475. Er war ein recht guter, milder Regent, erfahren in Staatssachen und mehr gewandt in der Kunst Frieden zu schließen, als Kriege zu führen. Er war der erste bergische Herrscher, der ohne alle Fehden regierte.

Wilhelm III. hatte sich 25. Juli 1481 mit Sybilla von Brandenburg, der Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, vermählt. Die Trauung hatte in Cöln und zwar eigenthümlicher Weise wegen des großen Andrangs von Hochzeitsgästen vor dem Severinsthor auf freiem Felde durch Erzbischof Hermann IV. statt. Es war kein Platz in Cöln, der die Masse der Gäste und das Volk hätte fassen können. Der Hochzeit wohnten außer vielen Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten noch der Erzherzog von Oesterreich, der Herzog von Burgund, die Markgrafen von

Brandenburg und Baden mit ihrem Gefolge, über fünfzig Grafen, sowie eine unzählige Masse von Edeln und Volk bei. Nach der feierlichen Zusammengabe der hohen Herrschaft wurde im Altenberger Hofe das Beilager gehalten und dort noch drei Tage geschmauset und gebankettirt.

Ungefähr ein Jahr nach diesem Feste gebar die Herzogin Sybilla ihrem Gemahle eine Tochter, Maria, welche indeß das einzige Kind der höchst glücklichen Gatten verblieb. Dieselbe wurde noch in zarter Jugendblüthe mit dem Erbprinzen Johann von Cleve vermählt und durch sie fielen zum drittenmale die bergischen Erblande de lance en quenouille, denn ihr Gemahl vereinigte nun sämmtliche stolzen Lande: Jülich, Berg und Ravensberg, Cleve Mark und Ravenstein, unter seinem Herzogshut.

Sybille von Brandenburg war eine überaus kluge und geistvolle Frau und eine weise und gerechte Landesmutter. Gleich wie in ihrer Erscheinung voll Hoheit und Anmuth, so waren auch ihre Handlungen immer groß und würdevoll. Sie war in Allem ihrer ruhmreichen Ahnen, den erhabenen Hohenzollern werth und würdig. Als ihr erlauchter Gemahl: Herzog Wilhelm III. am 6. September 1511 mit Tode abgegangen war, übernahm sie auf den Wunsch ihres Schwie-

gersohnes: Herzogs Johann, der in Cleve residirte, und ihrer Tochter, selbstständig die Regierung der Herzogthümer Jülich und Berg und führte dieselbe zur Zufriedenheit aller Unterthanen und zu eigenem Ruhme noch dreizehn Jahre lang.

Nachdem diese große Fürstin, diese thatkräftige, edle und tugendhafte Frau aus dem erlauchten Hohenzollernstamme endlich am 9. Juni 1524 auch eines sanften Todes verblichen war, wurde sie an der Seite ihres erhabenen Gemahles dahier beigesetzt und ruht nun mit ihm in derselben Gruft.

In der lateinischen Grabschrift, welche zunächst ihrer Ruhestätte, dort auf einer Tafel an der Wand zu lesen ist, heißt es von ihr:

Sie war furchtbar durch Waffen und mächtig als Friedenserhalt'rin,
Also beherrschte das Volk sie im weiten Gebiet.
Treulich begünstigte sie den Glauben und die ihm Geweihten,
Und sie wurde dadurch Dürftiger sicherster Schutz.
Doch sie wich dem Geschicke: die hehren himmlischen Freuden
Zu genießen, entwand sie sich der irdischen Welt.
Seit' an Seite gelehnt ruht bei dem Gemahle ihr Leichnam,
Und sie erharren alldort beide den ewigen Lohn. —

Zwölfte Abtheilung.

Die Reformirten und die Lutheraner. Graf Otto von Limburg-Styrum. Zur Seligkeit oder zur Verdammniß. Das Urtheil der Jesuiten. Vor dem Kloster. Das Schlafgemach Magdalenens. Der Traum und die gewaltige Krone. Abschied von Altenberg. Die Rückkehr. Häusliches Glück. Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Das Horoscop. Der Kurprinz Georg Wilhelm von Brandenburg. Die Piquet-Partie. Eine Kartenschlägerin.

Während die Herzogin Magdalena in ihrem bergischen Land unter dem Jubel der Bevölkerung eine Wallfahrt zu der alten Herrengruft machte und Katholik, wie Protestant ihr Beifall zollten, ging es in dem Clev'schen Lande, welches Brandenburg durch den Kurprinzen Georg Wilhelm jetzt uneingeschränkt regierte, eben nicht sehr friedfertig zwischen den verschiedenen Religionsparteien her. Die Reformirten zankten sich mit den Lutheranern und fielen dann, wenn sie nichts mehr zu hadern hatten, gemeinschaftlich über die

Katholiken her. Nur da, wo dieselben gar nicht vorhanden, oder durchaus in der Minderzahl waren, machten sie sich allein den Krieg und blieben unversöhnt, weil ihnen das Object fehlte, worauf sie mit einander losgehen konnten.

In Wesel war es deßhalb auch zwischen den Reformirten und Lutheranern zu arge Händel gekommen, und hatte sich bereits Kurfürst Johann Sigismund genöthigt gesehen, Erstere in einem eigenen Erlasse zu vermahnen mit ihren christlichen Brüdern, den Lutheranern, Frieden zu halten und mit denselben in nach- und vorsichtiger Weise zu verfahren, damit sie sie der Erkenntniß Calvin'scher Lehre geneigt machten. Trotzdem aber standen sich die verschiedenen Religionsparteien überall im Clevischen, gleichwie in Holland, feindlich gegenüber, und wenn es nicht zu Faust- oder blutigen Kämpfen bei ihnen kam, so zankten sie wenigstens auf der Kanzel und im Wirthshause. Die komischste Geschichte in dieser Hinsicht aber ist die, welche zu jener Zeit so viel Aufsehen machte und unter dem Namen der theologischen Collation zu Emmerich bekannt ist:

In Borkellohe, unweit Emmerich, wohnte nämlich ein wenigstens fünfzig Jahr alter, ehemaliger holländischer Oberst, Graf Otto von Limburg und Bronkhorst, Herr zu Styrum u. s. w. Derselbe war in

seiner Jugend ein sehr lockerer Zeisig und namentlich in der Umgegend von allen Landmädchen weit und breit gefürchtet gewesen. Er hatte ent- und verführt, auch dabei wiederholt die schweren Fäuste der Bauernjungen besehen, war sodann mehrere Jahre im Kriege gewesen und hatte schließlich eine lange, magere Person von berühmtem Geschlechte geheirathet, welche außerordentlich fromm im reformirten Glauben war und sich freute ihrem Gatten keine Kinder zu gebähren, „weil dieselben ohnehin zur Verdammniß bestimmt seien". Das war aber dem Herrn Gemahle gar nicht recht, denn er hätte gar zu gerne einen Leibes-Erben gehabt. Weil ein solcher nun aber durchaus nicht anrücken wollte, so schalt und haderte er arg mit seiner Frau und wollte ihr schließlich den Beweis beibringen, „daß ein Mensch gleich von seiner Geburt an zur Seligkeit und nicht zur Verdammniß bestimmt sei". Zu dem Endzwecke ließ er von der Universität Leiden zwei hochberühmte reformirte Prediger, die weit und breit in großem Ansehen standen: Peter Cabeljau und Johann Gutshals, zu sich bescheiden, um seine Dame von seiner Ansicht zu überzeugen. Aber siehe da: die Jünger Calvin's erkannten einem neugeborenen Kinde auch nur die Verdammniß zu. In seiner Entrüstung und um der Ueberzeugung Willen entschloß sich der edle

Graf die beiden Hartköpfe sammt seiner Frau Gemahlin nach Emmerich zu führen, wo die Jesuiten eine Station hatten. Die Jünger Loyola's waren schlauer, wie Cabeljau und Guthals, und sprachen alsbald jedem neugeborenen Kinde die Seligkeit zu, was den Grafen so entzückte, daß er den beiden Parteien versprach, seinen Erstgeborenen weder katholisch noch calvinisch, sondern lutherisch werden oder beschneiden lassen zu wollen. Dies war das Ende der berühmten Collation zu Emmerich, worüber so viel gesprochen und geschrieben worden ist.

Doch genug von solchen sonderbaren Streitfragen und Lächerlichkeiten, durch die unser schönes Deutschland gespalten und zerrissen wurde, an deren Nachwehen es noch leidet. Kehren wir jetzt nach Altenberg und zu unsrer guten Herzogin zurück.

Die hohe Frau schritt, nachdem sie der Erklärung des Abts mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, nach den letzten Worten desselben, die der edlen Sybilla von Brandenburg galten, abermals zum Grabe des heiligen Engelbert, kniete nieder und erhob sich erst nach einem längeren inbrünstigen Gebete. Dann aber verließ sie mit ihrem Gefolge die hohen Hallen der Kirche und begab sich in die Fremdenwohnung, wo die Prachtgemächer für sie in Bereitschaft gesetzt waren.

Abt Peter Rodekirchen und der Prior, leisteten ihr auf ihren Wunsch bei der Mittagsmahlzeit Gesellschaft. Während derselben sangen des Klosters Chorknaben fromme Lieder, welchen das im Hofe und vor dem Kloster umherwandelnde Volk der Umgegend, das die Herzogin in der Kirche mit höchster Ehrfurcht betrachtet hatte, mit Stille und wahrer Andacht lauschte. Als es aber Nacht geworden, spielten einige Musikanten aus Odendahl und Opladen, die um ihre liebe Herzogin zu sehen nach Altenberg gekommen, vor dem Kloster auf und die Land- und Klosterleute tanzten dabei im Fackellichte auf dem grünen Rasen, indem sie ein über das andere Mal riefen: Gott erhalte unsre gute Herzogin Magdalena und lasse sie lange leben!

Gegen zehn Uhr zog sich die Fürstin in ihr Schlafgemach zurück. Ein hohes, alterthümliches Zimmer empfing sie. Die Wände desselben waren bis zur Hälfte mit Holz getäfelt, der obere Theil aber mit kunstvoll gewebten Teppichen bedeckt, welche die Geburt, das Leiden und die Krönung Marieens, der Mutter Gottes, darstellten. Die Decke des Gemaches war von braunem Eichenholz und kunstvoll geschnitzt. Ein schwerer Kronleuchter von cristal de roche hing von ihr herab. Das Meublement des Zimmers war überdies höchst alterthümlich und sämmtliche Tische und Stühle, ja selbst das hohe,

fünf Fuß breite Himmelbette im gothischen Geschmacke, mit reichen Verzierungen und Schnitzereien versehen. Im offenen Kamine brannte ein Feuer, denn es war noch nicht Sommer und Abends im Thale, in den weiten Klosterräumen sehr kühl. Der Abt hatte es vorsorglicher Weise einlegen lassen, damit die erhabene Fürstin sich ja nicht bei ihm erkälten möge.

Nachdem die Fürstin ihre Frauen und die Kammermagd entlassen und in dem Betschemel andächtiglichst knieend noch ein frommes Gebet gesprochen, begab sie sich zu Bett. Sie konnte jedoch vorerst kein Auge zuthun, denn die Erlebnisse des Tages hatten sie zu sehr aufgeregt. Endlich sank sie dennoch in Schlummer. Aber es war Anfangs kein wohlthätiger Schlaf, denn schwere Träume umgaukelten ihre Sinne. Vor ihrer Seele stand nämlich ihr geliebter Sohn Philipp Wilhelm, für den sie so eben gebetet hatte. Er erschien ihr jedoch nicht mehr wie ein Kind, oder ein Knabe, sondern sie sah ihn vor sich: erwachsen, stark und hoch, gleich wie sein erlauchter Vater. Er stand ihr gegenüber und blickte freudevoll auf seine geliebte Mutter. Um seine Schultern schlang sich der Herzogsmantel mit Hermelin, aber auf seinem Haupte erglänzte eine Krone, die ihr größer und mächtiger schien, als eine Herzogskrone. Sie konnte aber nicht

erkennen, was für eine Krone es sei. Ueber der Anstrengung dies zu ergründen, verfiel sie in tiefen Schlummer und schlief sanft bis zum Morgen, wo die Sonne hell und glanzvoll auf ihr Bett schien.

Gekräftigt erhob sie sich, gedachte aber bald des Traumes und flocht denselben treumüthig in das Beichtbekenntniß ein, welches sie am Morgen dem Abte ablegte. Gott hat Euch wunderbar begnadigt über der Ahnengruft der alten Herzöge, der Ahnherrn Eures erlauchten Sohnes, sprach Peter Rodekirchen. Er hat Euch nicht vorenthalten wollen, daß der junge Pfalzgraf zu Hohem auserkoren ist. Erziehet ihn, edle Frau, in diesem Sinne: stark im Glauben, stark im Handeln!

Nachdem Magdalena die Absolution und das heilige Abendmahl empfangen und sodann nochmals alles Sehenswerthe des Klosters angesehen, auch bei den Häuptern des heiligen Paulus und Johannes noch gläubigst gebetet hatte, begab sie sich von Altenberg nach Cöln, wo sie im Altenbergerhofe, dem Besitzthum des Klosters, zwei Tage verweilte und dann zu Schiffe nach Düsseldorf heimkehrte.

Dort harrete ihrer mit Sehnsucht der Herzog, und Philipp Wilhelm, der kleine Pfalzgraf, streckte aus seiner rosenrothen Decke die kleinen Aermchen zur ge-

liebten Mutter empor, welche ihn mit innigster Freude an das hochklopfende Herz drückte.

Es flogen nun die schönen Sommertage der Herzogin dahin in stillem häuslichen Glück. Herzog Wolfgang Wilhelm, war der liebevollste Gemahl, der sorgsamste Vater. Wenn er gegen Abend um fünf Uhr seine Staatsgeschäfte beendet, wandelte er oft mit seiner geliebten Magdalena den schmalen Pfad am Rheine entlang, welcher zur sogenannten Orangerie, dem Schloßgarten, führte. Dort unter einem hohen Lindenbaum, der seine Aeste weit hinaus bis über die rauschenden Fluthen streckte, saß er auf niederer Holzbank und las ihr deutsche und italienische Dichtungen vor, oder erzählte ihr von seinen Reisen. Magdalena war ganz Ohr und horchte mit fast kindlicher Ehrfurcht den Reden des geliebten Mannes. Dieses häusliche Glück wurde noch erhöht, wenn die Amme sich an heißen Sommerabenden mit dem Pfalzgrafen im Garten einfand. Herzog Wolfgang spielte die Laute; die Herzogin sang dazu, und kein fremdes Ohr außer der Wärterin des Knaben und der Page, welcher gerade den Dienst hatte, war Zeuge dieses Glückes.

Otto von Syberg, der Kammerpage um diese Zeit bei der Herzogin gewesen war, hatte der alten Hofdame noch in seinem siebenzigsten Jahre mit Be-

geisterung von dieser Zeit gesprochen und erzählt, und Johann von Dalwigk, der die gute Magdalena als Page aus Versehen einmal gekränkt hatte, konnte es sich nie vergeben, daß sie Ursache gehabt habe ihm zu zürnen; denn zürnen selbst, das konnte sie nicht — dazu war sie zu gut!

Dieses häusliche Glück wurde durch die Ankunft des Kurprinzen Georg Wilhelm von Brandenburg und seiner Gemahlin, der schönen Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, für einige Zeit unterbrochen. Die Hochzeit dieses jungen Ehepaares hatte nämlich am 14. Juli 1616 statt gehabt, und es war auf dem Schlosse zu Heidelberg das Beilager vollzogen worden. Am 20. Juli erhoben sich die jungen Neuvermählten von dort und reisten sodann, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, den Rhein entlang, den clev'schen Landen zu.

Herzog Wolfgang Wilhelm hatte kaum deren Abreise und Ankunft in Cöln erfahren, als er auch seinen Kämmerling, Franz von Spiering, mit einem Schreiben hinsendete, worin er die hohen Herrschaften einlud, doch ihre Reise über Düsseldorf und bei ihm einige Tage verlieb zu nehmen.

Georg Wilhelm von Brandenburg, ein wohlgesinnter und edeldenkender Herr, nahm die Einladung

des ihm persönlich unbekannten Vetters nicht besonders gerne an, denn er fürchtete, daß Kurfürst Johann Sigismund, sein Herr Vater, welcher, seit er die brandenburgische Ohrfeige ertheilt hatte, dem Neuburger zürnte, die Zusammenkunft der beiden Fürsten nicht billigen werde. Schon dem vor Kurzem abgeschlossenen vorläufigen Theilungstractat, war der Kurfürst zuerst entgegen gewesen, hatte aber dann „vor der Hand" nachgegeben. Der Kurprinz Georg Wilhelm, welcher in Cleve fast selbstständig regierte, sah im Gegentheil in jenem Tractate den Anfang einer festen Einigung mit Neuburg in Betreff der unseligen Erbschaftstreitigen und ergriff daher gern die Gelegenheit dem Herzoge Wolfgang Wilhelm näher zu treten. Auch wünschte die Kurprinzessin Elisabeth Charlotte sehnlichst ihre katholische Muhme, von der sie so viel Gutes gehört, kennen zu lernen, gerade weil die aus bayerischem Stamme entsproßten Fürsten der Rheinpfalz, sonst mit ihrer Vetterschaft in Altbayern ziemlich schlecht standen, woran jedoch die Frauen „sich nicht kehren sollen."

Die Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, war am 7. November 1597 zu Neumarkt in der Obern-Pfalz geboren und die Tochter des Kurfürsten Friedrich IV. Ihre Mutter war Louise Juliane von Nassau-Oranien, die Tochter des großen Wil-

helm von Oranien, eine durch Geist und Bildung ausgezeichnete Frau. Ihr Bruder war der, durch seine unglücklichen Schicksale und die treue Liebe zu seiner Gemahlin Elisabeth Stuart, der Tochter Königs Jacob I. von England, bekannte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher gewöhnlich der Winterkönig genannt wird. Er wurde am 2. November 1619 in Prag zum Könige von Böhmen gekrönt, verlor aber diese Krone schon am 8. November 1620 durch die Schlacht am Weißen Berge, ward seiner Kurlande entsetzt und starb am 19. September 1632 nach kaum zurückgelegten sechsunddreißigsten Lebensjahre in Mainz.

Die Kurprinzessin von Brandenburg, seine Schwester, war schon als neunjähriges Mädchen dem Kurprinzen Georg Wilhelm zur Gemahlin bestimmt worden. Kurfürst Johann Sigismund hatte, „um diese Sache fest zu machen", im Jahre 1606 selbst die Reise nach Heidelberg gemacht. Als Georg Wilhelm aber im Jahre 1612 am 24. Juni, der Krönung des Kaisers Mathias in Frankfurt am Main beigewohnt hatte, ging er ebenfalls hinüber und verlobte sich nun dort feierlichst mit der Prinzessin. Adam von Schwarzenberg hatte, wie wir wissen, vor Kurzem die Ehepakten geordnet uud alles zur Hochzeitfeier eingeleitet.

Die Prinzessin Elisabeth Charlotte war, wie die Astrologen der Zeit behaupteten, unter einem besonders günstigen Gestirne geboren und zu etwas Außerordentlichen bestimmt.

Heinrich Rantzovius schreibt in seinem: Fractatu astrologico, de Genethliacorum Thematum judiciis. „Am siebenten Novembris 1597 um halb acht „Uhr ward sie geboren, da das dritte Grad des Krebses „im himmlischen Zeichen aufgestiegen und Mars in die„sem ersten Himmelshause Retrogradus oder krebsgängig „gewesen. Saturnus stand im vierten, im andern Grad „die Wage. Im fünften stand die Sonne im sechs„undzwanzigsten Grad des Scorpions. Im sechsten „die Venus im sechsundzwanzigsten Grad und Mer„kurius im dritten Grad, krebsgängig im Schützen. „Der Mond mit dem Drachenkopf im zehnten Hause „oder mitten in dem Himmel. Der Mond im fünf„zehnten Grad der Fische, der Drachenkopf im drei„zehnten Grad, Jupiter im zwölften Hause Retrogra„dus oder krebsgängig im fünfzehnten Grad der Fische."

Darüber schreibt der Magister Georgius Buchmanius, ein gelehrter reformirter Prediger des siebenzehnten Jahrhunderts, zu Görlitz, mit gläubigem Sinne: „Es gibt uns etlichermaßen die Astrologia und Sternkunst aus ihrer (der Prinzessin) Geburtsstunde

Nachricht, daß sie zu großen Ehren erhoben werden sollte, weil der Mond, ein Regent des Horoscopi und ersten Himmelshauses, hat mitten im Himmel gestanden, im Jovialischen Zeichen der Fische, wie auch zugleich der Drachenkopf, der Naturam Jovis et Veneris in sich begreift, wie die Astrologi wissen."

Die Kurprinzessin Elisabeth Charlotte war also wohl jedenfalls schon von den Sternen zur Mutter des nachherigen Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den sie am 6. Februar 1620 in Berlin gebar, bestimmt gewesen. Uebrigens hatte Johann Carion, Mönch im grauen Kloster zu Berlin, bereits im Jahre 1528 dessen Geburt vorhergesagt.

Aber ich komme, sprach die Großtante, bei all der Sterndeuterei ganz von dem eigentlichen Thema: der Ankunft und Anwesenheit der hohen Herrschaften von Brandenburg in Düsseldorf, so wie solche mir von Fräulein von dem Bongart berichtet worden.

In drei herrlichen, mit rothem Sammet ausgeschlagenen Reisekutschen, wovon die erste mit sechs und die übrigen mit vier Pferden belegt waren, langte das junge Ehepaar im Schloßhofe an, wo sie Herzog Wolfgang Wilhelm unten an der großen Treppe, die Herzogin aber sie am Eingange zu den sogenannten

reichen Gemächern, den bei feierlichem Empfange geöffneten Salons, empfing.

Die Kurprinzessin sah, wohl nur von der Reise, etwas blaß aus, erschien aber sonst als eine überaus reizende Person mit allerliebstem Gesichte und leicht und schlank von Wuchs. Sie hatte die schönsten dunkelbraunen Augen, die man sehen konnte, über welchen sich schwarze Wimper senkten und schwarze Brauen im reinsten Bogen wölbten. Ihr Teint war, wie das Hoffräulein, welche sie selbst noch mehremal in spätern Jahren sah, meinte, von „admirabler Weiße". Ihre Zähne waren schöner, wie das schönste Elfenbein und ihr niedlicher kleiner Mund war „kirschenroth". Dazu erschien ihre Gestalt von vollkommenstem Ebenmaße, ihr Fuß „kaum eine Spanne groß" und ihre Hände „so niedlich, wie bei einem Mädchen von dreizehn Jahren, daß nur mit der Puppe gespielt hat." Das Schönste aber war ihr dunkelblondes Haar, welches sie zuerst in Flechten legte, dann auflöste und zu beiden Seiten in breiten Locken um die Wangen bog. „Dieses Haar hatte einen so seidenhaften Glanz und Schimmer, daß ich nie etwas Aehnliches gesehen habe", sagte die alte Hofdame.

Der Kurprinz Georg Wilhelm von Brandenburg, ihr Gemahl, war am 3. November 1595 ge-

boren, also nur um zwei Jahre älter, als seine Gemahlin. Sein Bette umstanden bei seiner Geburt nicht weniger wie drei Kurfürsten, sämmtlich seine Vorfahren. Es war dies Johann Georg, sein Urgroßvater, Johann Friedrich, sein Großvater und Johann Sigismund, sein Vater. Als Knabe schmal und schmächtig, wurde er später ein stattlicher, kräftiger Herr, mit reichem dunkelbraunem Haar und stolzem Ansehen, welcher, obwohl erst einundzwanzig Jahr alt, schon einen tüchtigen Schnurr- und Knebelbart mit zur Hochzeit gebracht hatte.

Besonders der Schnurrbart des Kurprinzen hatte den Hoffräuleins gefallen. Er war nämlich „ganz absonderlich lang und kecklich nach oben verstrichen und mit Wachs fixiret" gewesen. Dazu hatten seine dunklen Augen, die nur Sinn für seine schöne Gemahlin hatten, und die stolze gebogene Nase der Hohenzollern nicht wenig imponirt.

Elisabeth Charlotte erschien in einem prächtigen Reisekleide von grünem Brokatstoff mit weitem Reifrocke, wie weiland die Königin Catharina von Medicis ihn aufgebracht, und engen anliegenden Spenzer à la Marie Stuart vom selben Stoffe. Um ihren vollen Hals schlang sich eine Kette aus echten Perlen, die fast die Größe einer kleinen Haselnuß hatten.

Georg Wilhelm trug ein spanisches Kleid von gelbem golddurchwirkten Stoffe, mit einer Krause um den Hals und einen reichverzierten Degen, dessen goldener Griff der brandenburgische Adler zierte. Beide Herrschaften wurden von den Unsrigen mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Der Kurprinz, galant wie es allen Mitgliedern des erlauchten Hauses der Hohenzollern zu eigen ist, küßte der Herzogin beim ersten Begegnen die Hand. Wolfgang Wilhelm empfing seine Anverwandte mit den kernigen Worten: Willkommen Muhme!

Die Herrschaften zogen sich bald auf die erste Begrüßung in ihre Gemächer zurück, begaben sich aber um drei Uhr zur Mittagstafel im Herzogssaale des Schlosses, welcher im Flügel rechts vom Rittersaale lag und von wo man eine schöne Aussicht gegen das clev'sche Land und Holland genoß. Zu dieser Tafel waren außer den Hofchargen viele vom Adel gebeten, von denen sich jedoch ein kleiner Theil der Aufwartung enthielt, weil sie sich nicht den Schein geben wollten, als ob sie für Brandenburg Sympathien hegten, auch es gern vermieden durch ihr Erscheinen an alte Vorkömmnisse zu erinnern.

Nachdem die hohen Herren und Frauen bei Tische sehr heiter und guter Dinge gewesen, begab man sich nach Aufhebung der Tafel in den Rittersaal, wo oben

auf der Tribüne das Musikchor des Herzogs ein schönes Concert aufführte. Der hohe mächtige Saal, welcher mit den Ahnenbilder der alten Herzöge und Herzoginnen Bild an Bild behangen war, strahlte im hellsten Lichtglanze von Hunderten von Wachskerzen, die auf vielarmigen kupfernen Hängeleuchtern aufgesteckt waren.

Nach der ersten Pause setzten sich die hohen Fürsten zum Kartenspiele: zum Piquet, welches damals mit dem Solo und mit dem ersterem ganz ähnlichen Landsknechtsspiele, an allen Höfen gespielt wurde.

Bei dieser Gelegenheit erzählte unser Herzog, der, wie wir wissen, in Allem sehr gelehrt und bewandert war, daß das Kartenspiel ursprünglich von dem Miniaturmaler Jacquemin Gringonneur erfunden worden sei, um König Karl VI. von Frankreich zu erheitern und zu erhalten.

Meines Bruders Friedrich Liebden, der Herr Kurfürst von der Pfalz, fügte die schöne Kurprinzessin bei, behauptete von unserm Oheim, dem Herzoge von Bouillon zu Sedan vernommen zu haben, daß Karl IX. von Frankreich unglückseligen Andenkens, welcher mit seiner Frau Mutter jeden Abend ein Piquet spielte, die Könige im Kartenspiele stets Augustus, Konstantin, Solomo und Chlodwig und die Damen Chlotilde, Elisabeth, Penthesilea und Dido „benahmet“.

Schade, meinte Georg Wilhelm zu dieser Bemerkung, daß dieser schwache König nicht so klug wie Augustus, nicht so fromm wie Constantin, nicht so weise wie Salomo und nicht so glücklich wie Chlodwig gewesen.

Der Kurprinz zeigte sich überhaupt als ein geistvoller und sehr unterrichteter Herr, dem es fast immer gelang seinen Aeußerungen etwas höchst Charakteristisches zu geben. Als man von dem Kartenspiel auf das Kartenschlagen oder die Wahrsagekunst: Kartomantie kam, trug er, nachdem der Adel und die Hofleute sich zurückgezogen, eine tragische Geschichte vor, welche er in Frankfurt am Main, während seiner Anwesenheit bei der Krönung des Kaisers Mathias erlebt hatte.

Unter meinen Hofcavalieren befand sich damals, sprach er, ein gewisser Hellmuth von Briesen, ein junger Edelmann von etwa dreiundzwanzig Jahren, dessen Eltern unsern Burg in der Mark angesessen. Derselbe war bei meines Vaters Liebden Page gewesen und hatte in dieser Eigenschaft den Herrn Kurfürsten bereits im Jahre 1606 nach Frankfurt und Heidelberg begleitet. — Im rothen Hause auf der Zeile, wo wir eingekehrt, sprach man vor und während der Krönung von Nichts, als von der böhmischen Wahrsagerin, welche des Kaisers Mathias Wahl und Krönung, so

wie dessen Tod binnen sieben Jahren und einen überaus großen, dreißig Jahre andauernden Krieg in Deutschland vorhergesagt hatte.

Die Kurfürsten und sämmtliche hohe Herren sollten dieses Weib, welches aus der Karte oder aus dem Antlitze eines Jeden die Zukunft ergründete, entweder im Geheimen empfangen oder selbst aufgesucht haben. Ja man behauptete sogar, daß die in die Wahlcapitulation des Kaisers aufgenommene Zusage, „daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden wolle“, Folge der Prophezeihungen der alten Hexe gewesen.

Neugierig gemacht durch diese Erzählungen entschloß ich mich hinter dem Rücken meines Oberhofmeisters die Sybille aufzusuchen. Ich theilte Briesen meinen Plan mit und wir begaben uns am Tage nach der Krönung, am 25. Juni 1612, Abends um eilf Uhr, sehr einfach gekleidet und in alte unscheinbare Reitermäntel gehüllt, in die Wohnung der Wahrsagerin, die sich am sogenannten Luginsland in einem alterthümlichen, verfallenen Hause befand. Nachdem wir eine halbvermoderte, hölzerne Wendeltreppe emporgestiegen, gelangten wir in ein Vorzimmer, wo auf einem niedern Schemel ein kleiner Mohr im feuerrothen Anzuge kauerte, welcher bei unserm Anblick scheu in die Höhe fuhr. In demselben Augenblicke öffnete sich die mit einem Vorhange

bedeckte Thür im Hintergrunde und heraus trat das von Kaiser Rudolph legitimirte Mantelkind des Grafen Peter von Mansfeld, des Statthalters in Luxenburg: der saubere Graf Ernst, der wegen seiner tollen Streiche in den Niederladnen und Ungern, aber auch wegen seiner Tapferkeit, hochberühmt ist. Er stürmte an uns vorüber, wie ein Besessener und sah uns gar nicht an, was mir aber sehr lieb war, denn er hatte sich mir Tags vorher vorstellen lassen.

Als wir in das dunkle, räucherige mit tausend albernen Dingen: Todtenschädel, Phiolen, wächsernen Teufeln und fußdicken Büchern ausgezierte Zimmer der Sybille traten, schritt uns ein hohes Weib in phantastischer Kleidung entgegen. Sie schaute mit dunkeln, glühenden Augen unter orangegelben Turban hervor. Ihre Stimme krächzte uns an, als sie mich gewahrte. Sie ergriff ein Paket Karten, blickte hinein und dann in meine Hand und sprach im singenden Tone:

Söhnlein eines großen Herrn,
Bist dem Throne nicht mehr fern.
Gleich dem Kaiser, sieben Jahr:
Wintert's, liegt er auf der Bahr.*)

Da sei aber Gott vor, daß mein Herr Vater, der

*) Kurfürst Johann [Sigismund starb im Dezember 1619, also in einem Jahre mit dem im März verstorbenen Kaiser Mathias, nur daß es seitdem gewintert hatte. A. d. V.

Kurfürst schon so bald sterbe. Er ist, gleich wie der Kaiser, ein rüstiger Herr, und beide werden wohl weit länger leben, als die Wahrsagerin es vorhergesagt!

Doch vernehmt nun weiter: Als sie Hellmuth von Briesen, meinen Begleiter, angesehen, sagte sie, ihm in die blauen Augen blickend, und ihre Karten abziehend und hinlegend: „Es ist schade um euch, ihr seid ein so hübscher junger Herr, aber, ihr werdet schwerlich um Vieles älter, denn da steht der Écuyer und zuckt das Fleuret auf eure Brust. Hütet euch! hütet euch!“

Nachdem aber erhoben wir uns und ich gab der Kartenschlägerin für ihre Mühe ein paar Dukaten, welche sie ohne Dank hinnahm. Wir waren beide sehr ernst. Unterwegs aber sagte mir von Briesen mit gepreßter Stimme. „Wenn es wahr würde, was die Hexe prophezeiht hat, und ich in der Fremde erschlagen werden sollte, so möchte mein gnädigster Herr mich doch nicht fern der Heimath begraben, sondern 'gen Hause nach Brandenburg schaffen lassen.“ Ich zwang mich zu dieser Bitte zu lächeln und versicherte ihn der Erfüllung seines Wunsches.

Andern Tages reiste ich mit weniger Begleitung nach Heidelberg ab, um mich mit meiner vielgeliebten Gemahlin feierlichst zu verloben. Ich mußte Hellmuth

von Briesen mit einem Theil der Pferde und des Gesindes in Frankfurt belassen, ermahnte ihn aber, da er noch ein heißblutiger Geselle war, „fein säuberlich mit Jedermann zu verfahren".

Als ich nach acht Tagen zurückkehrte, kamen mir die Lakaien und der Page Gans zu Putlitz mit bleichem Antlitz und verweinten Augen entgegen und ich erfuhr, daß Herr von Briesen sich Tags zuvor mit einem italienischen Edelmann im Zweikampfe geschlagen habe, mittelst eines Fleurets in die Brust gestochen worden und schwer verletzt dem Tode nahe sei. Ich eilte die Treppen hinauf und fand den guten Hellmuth blaß und entstellt in den letzten Zügen. Als er mich gewahrte richtete er sich mühsam empor, ergriff meine Hand, drückte sie an seine brennenden Lippen und sprach: die Karten hatten Recht! dann sank er rückwärts und war nicht mehr.

Ich ließ seinen Körper meinem Versprechen gemäß in die Heimath 'gen Brandenburg bringen. Er liegt in Märk'scher Erde begraben!

Inhalt des ersten Bandes.

Druck von G. Bernstein in Berlin.